



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Sprachbilder um den Stephansdom – Eine
vergleichende Metaphernanalyse“

verfasst von / submitted by

Thomas Hinterhofer BA BA BA MA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 803

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Geschichte

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Dr. Oliver Rathkolb

Danksagung

An dieser Stelle sei all jenen Personen gedankt, die mich beim Verfassen dieser Arbeit auf ihre Weise unterstützt haben.

Einen herzlichen Dank an Dr. Oliver Rathkolb für die umsichtige Betreuung und tatkräftige Unterstützung, die diese Arbeit möglich gemacht haben.

Weiters möchte ich mich bei meinen Eltern bedanken, die mich durch all die Jahre des Studierens begleitet haben und meine Schwester, die mich auf ihre Weise motiviert hat, dieses Studium zum Abschluss zu bringen.

Ebenso zu erwähnen ist Dr. Barbara Schedl, die mein Interesse an der Thematik überhaupt erst geweckt und mich zu interdisziplinären Ansätzen motiviert hat.

Zuletzt auch noch herzlichen Dank an das Domarchiv von St. Stephan in Wien, das weit über das Notwendige hinaus bei den Recherchen zu dieser Arbeit mitgeholfen hat.

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung.....	5
1.1.	Forschungsfrage	5
1.2.	Forschungszeitraum und Methodik	6
1.3.	Gliederung der Arbeit.....	8
1.4.	Forschungsüberblick.....	9
2.	Methodik	12
2.1.	Theoretische Ansätze aus den Medienwissenschaften	12
2.2.	Die Metaphernanalyse	15
2.2.1.	Der Begriff der Metapher	15
2.2.2.	Die politische Funktion der Metapher	19
2.2.3.	Modell für eine angewandte Metaphernanalyse.....	21
2.2.4.	Der Zusammenhang von Metaphernkonzept und Identität	23
3.	Angewandte Metaphernanalyse	29
3.1.	Das Datenmaterial von 1934 bis 1938	30
3.2.	Allgemeine Beobachtungen	33
3.3.	Exemplarische Metaphernanalyse	34
3.4.	Ergebnisse: Die Metaphernkonzepte	36
3.4.1.	Der Stephansdom als Person.....	37
3.4.2.	Licht	43
3.4.3.	Besitz und Wert	44
3.4.4.	Kampf	46
3.4.5.	Christliche Werte	49
3.4.6.	Raum.....	51
3.5.	Zusammenfassung der ersten Metaphernanalyse.....	54
4.	Metaphernanalyse unmittelbar nach der Zerstörung des Domes.....	56
4.1.	Neue Zeitungen entstehen.....	56
4.2.	Vorbereitung für die Metaphernanalyse.....	60
4.3.	Ergebnisse – Die Metaphernkonzepte	62
4.3.1.	Der Stephansdom als Symbol der Zerstörung.....	62
4.3.2.	Der Stephansdom als Wunde der Stadt Wien.....	68
4.3.3.	Von der Blume zur Wüste.....	70
4.3.4.	Der Stephansdom als Person.....	71
4.3.5.	Licht	72
4.3.6.	Wert.....	73
4.3.7.	Das Schema von Höhe und Tiefe.....	75

4.3.8. Abschließende Beobachtungen, Heiligtum, Wahrzeichen, Verbindung	76
4.4. Zusammenfassung der Ergebnisse der zweiten Metaphernanalyse.....	79
4.5. Ausblick auf den Wiederaufbau	82
5. Vergleich der Metaphernanalysen, Präsentation der Ergebnisse.....	87
6. Fazit	97
Literaturverzeichnis	101
Abstract	109

1. Einleitung

Der Stephansdom ist das Wahrzeichen von Wien. Er ist auch das Nationalheiligtum Österreichs. Beide Behauptungen wurden hinlänglich mit verschiedenen Methoden argumentiert und unterstützt, verschiedene Medien und Interessensgruppen vertreten diese Meinung seit Jahrzehnten, ohne diesen Umstand zu hinterfragen.¹ Es ist in diesem Sinne also wissenschaftlich von überschätzter Bedeutung, eine neue Methodik zu nutzen, um eine bereits im Kollektivbewusstsein verankerte Tatsache erneut zu stützen, denn ein anderes Ergebnis ist kaum zu erwarten.

Beide eingangs formulierten Aussagen können aber als recht plakative Thesen, die bisweilen in touristischen Reiseführern Eingang finden,² angesehen werden. Die Entwicklung der Stephanskirche hin zum Nationalheiligtum ist dahingegen um ein Vielfaches komplexer und hat schon einer genauen Analyse bedurft, um die Zeit festzumachen, in der der Stephansdom vom Wahrzeichen Wiens - eine Stellung, die der Dom wohl seit geraumer Zeit innehat - zum Nationalheiligtum Österreichs aufgestiegen ist. Hier ist es gelungen, festzustellen, dass der Stephansdom zur Zeit seiner Wiedereröffnung nach der Brandkatastrophe 1945, also im Jahr 1952, in verschiedenen Medien, vorrangig Printmedien, bereits als solches angesehen wird, was die Vermutung zulässt, dass das Werden zum Nationalheiligtum mit der großen Spendenaktion und dem Wiederaufbau in enger Verbindung steht.³ Auch diese These scheint in vielerlei Hinsicht schlüssig und wird auch von der vorliegenden Arbeit unterstützt werden, wobei eine weitere Ausdifferenzierung in den zeitlichen Ablauf gegeben wird.

1.1. Forschungsfrage

Da bereits einige wissenschaftliche Publikationen, auf die im Forschungsüberblick noch Bezug genommen wird, die zu Beginn dieser Arbeit gestellten Theorien unterstützen, ist das Ziel dieser Masterarbeit nicht eine weitere Bestätigung desselben. Es wird hier versucht, den Prozess der Bildung zum Wahrzeichen der Stadt Wien, aber insbesondere zum Werden des Nationalheiligtums, differenzierter zu betrachten, um konstante und variable Konzepte zu

¹ Einen statistischen Beleg dieser Behauptung hat etwa Berthold Schwanzer geliefert. Vgl. Berthold Schwanzer: *Tourismus und Architektur. Architektur als Bestandteil der Corporate Identity einer Stadt/Landes. Empirische Untersuchungen von Wiener Sehenswürdigkeiten*. Wien, 2000.

² Vgl. O.A.: *Wien Reiseführer. Einfach Reisen*. MyCityGuide, Wien, 2018. S. 27.

³ Karoline Eberhardt, *St. Stephan in Wien im 20. Jahrhundert. Gemeinschaftsvorstellungen und Identität*. Masterarbeit (ungedr.), Wien, 2014. S. 101.

ermitteln, die Rückschlüsse auf vorherrschende Denkkonzepte der angesprochenen Leserschaft, also im Endeffekt der Bevölkerung des Landes, ziehen zu können. Es wird also nicht erneut die Frage gestellt, ob und inwiefern der Dom ein Nationalsymbol ist – wobei dieser Begriff noch näher erläutert werden wird -, viel eher geht es um damit verbundene Konzepte, die mit Hilfe der Metaphernanalyse herausgearbeitet werden sollen. Das Quellenmaterial ist auf Tages- und Wochenzeitungen in Österreich beschränkt, wobei der Fokus auf jenen liegt, die in ganz Österreich verfügbar waren und nicht nur spezifisch in Wien. Auf die Problematik des Materials wird noch eingegangen werden.

Um damit die Forschungsfrage tatsächlich zu einer einzigen Frage zu formulieren, so müsste diese folgendermaßen lauten: Welche auf den Stephansdom bezogenen Sprachbilder und Denkkonzepte lassen sich anhand der Zeitungsberichte des entsprechenden Zeitraumes ermitteln und inwiefern lassen sich Kontinuitäten vor und nach dem Zweiten Weltkrieg feststellen?

Die Frage zielt darauf ab, den Mythos des Nationalheiligtums St. Stephan auszudifferenzieren und letztlich auch Hinweise auf die Medienpolitik nach der Besetzung Wiens durch die Alliierten zu geben. Die bei dieser Arbeit freigelegten Metaphernkonzepte können in weiteren Arbeiten mit anderen Zeiträumen bis hin zur Gegenwart verglichen werden. Die der Arbeit zugrunde liegende Prämisse, der Stephansdom sei gerade in dieser Zeit als Nationalheiligtum begriffen worden, wird noch dargelegt werden. Die Forschungsthese geht davon aus, dass mit Mitteln der Metaphernanalyse erstmals weitere Konzepte, die mit Begriffen wie „Wahrzeichen“ und „Nationalsymbol“ zusammenhängen, erforscht werden können. Ziel dieser Arbeit ist also keineswegs eine grundlegend neue Betrachtungsweise des Stephansdomes zu konstruieren, sondern die Prozesse und Gedankenkonzepte hinter gängigen Sprachbildern inhaltlich zu differenzieren und damit die bestehende Forschung zu bereichern.

1.2. Forschungszeitraum und Methodik

Der Zeitraum von der Brandkatastrophe zur Wiedereröffnung kann im Bezug auf die Berichterstattung über den Stephansdom als ein kontinuierlicher Prozess aufgefasst werden, ein stetes Aufbauen auf bereits vorherrschende Konzepte. Es gilt, in dieser Arbeit nun diese Konzepte mit einer dafür geeigneten wissenschaftlichen Analysemethodik zu erfassen und zu benennen, sie daraufhin in größere Komplexe einzuordnen und damit Rückschlüsse auf die zur entsprechenden Zeit vorherrschenden kollektiven Imaginationen hinsichtlich des Stephansdomes zu schließen. Es wird sich im methodischen Teil der Arbeit zeigen, dass die

dafür geeignete Methodik die der Metaphernanalyse ist, die erst langsam in der Zeitgeschichte Verbreitung findet, während sie in anderen Disziplinen bereits häufig angewandt wird. Die Vorteile dieser Methodik werden im theoretischen Teil dieser Arbeit dargelegt werden.

Für eine Metaphernanalyse ist jedoch ein Vergleichswert nötig, um Kontinuitäten und Entwicklungen feststellen zu können. Dies führt zur Frage nach dem untersuchten Forschungszeitraum. Aufgrund der Datenmenge, die eine genau aufgeschlüsselte Metaphernanalyse für das Maß dieser Arbeit weit überschreiten würde, konzentriert sich das Hauptaugenmerk der Arbeit auf die kurze Zeitspanne von der Zerstörung des Domes, also April 1945 bis Ende desselben Jahres. Dies ist für die österreichische Geschichte eine ungemein ereignisreiche Zeit, auch mediengeschichtlich fällt der Wechsel von nationalsozialistischen Propagandazeitungen zu pro-alliierten Medien in diese kurze Periode. Aufgrund historischer Ereignisse ist die Brandkatastrophe tatsächlich medial nur verzögert behandelt worden, da Wien zu dieser Zeit umkämpft war. Umso beeindruckender ist es angesichts der Fülle an Ereignissen, dass der Stephansdom in dieser eingegrenzten Zeitspanne eine durchaus prominente Rolle in Zeitungen einnimmt.

Der Vergleichszeitraum umfasst die Jahre 1934 bis zum Anschluss an das Deutsche Reich. Die Wahl eines längeren Zeitraums ergibt sich aus dem in dieser Zeit recht spärlichen Material, das für eine Metaphernanalyse geeignet ist, schließlich, wie sich zeigen wird, ist der Dom in dieser Zeit in keiner akuten Gefahrensituation und die Spendenaktion, die zu dieser Zeit stattfindet, ist im Umfang um ein Vielfaches kleiner als die der Jahre nach dem Krieg. Dennoch bietet sich hier ein geeigneter Vergleichshorizont, da beobachtet werden kann, wie Metaphernkonzepte, die in der Zeit des Austrofaschismus, wobei der Begriff kritisch zu betrachten ist,⁴ offenbar gegeben waren, eine Kontinuität nach dem Ende des Krieges in Wien und Österreich aufweisen. Da sich die Situation der Medien komplett verändert hat, ist es erstaunlich, dass manche Konzepte von den Alliierten, insbesondere der Sowjetunion wieder aufgegriffen worden sind.

⁴ Valentin Schwarz hat zuletzt eine bemerkenswerte Arbeit über die Begriffsgeschichte des Begriffs „Austrofaschismus“ verfasst. Darin stellt er die Frage, ob „Austrofaschismus“ als Grundbegriff verstanden werden kann, nach der Definition von Koselleck, wobei er letztlich den Begriff als „paradigmatische Deutung und Bewertung des Dollfuß/Schuschnigg-Regimes“ bezeichnet. Vgl. Valentin Schwarz: „Austrofaschismus“ – mehr als nur ein Kampfbegriff? Begriffsgeschichte der konkurrierenden politisch-wissenschaftlichen Paradigmen des Dollfuß/Schuschnigg-Regimes. Diplomarbeit (ungedr.), Wien, 2013. S.18. Vgl. Reinhart Koselleck: Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Frankfurt, 2006. S. 99.

Die Zeit zwischen den Zeiträumen wird bewusst ausgeklammert, da die vorherrschende Zeitungslandschaft einer propagandistischen Kulturindustrie angehört, deren komplexe Mechanismen eine eigene Analyse erfordern, die bereits von anderen Historikern und Medienwissenschaftlern durchgeführt und wieder widerlegt wurde.⁵

Da in keiner anderen Zeit wie den Monaten rund um die Wiedereröffnung des Domes, zusammen mit der Einkehr der Pummerin, derartig viel über den Stephansdom publiziert wurde und der Topos des Nationalheiligtums hier besonders einprägsam zu beobachten ist, wird ein Ausblick auf diese Phase ebenfalls als Vergleichswert herangezogen werden, um die weiteren Entwicklungen in Bezug zur Forschungsthese feststellen zu können.

1.3. Gliederung der Arbeit

Nach dem Forschungsüberblick erfolgt die theoretische Fundierung dieser Masterarbeit. Eine kurze Vorstellung von möglichen medienwissenschaftlichen Ansätzen, die in dieser Arbeit berücksichtigt werden, sollen vor allem die Eigenheit des Mediums Zeitung veranschaulichen. Begriffe, die in dieser Arbeit häufig genutzt werden und einer klaren Abgrenzung bedürfen, werden ebenfalls definiert.

Da das Konzept der Metaphernanalyse nur bedingt in den Geschichtswissenschaften genutzt wird, soll sie kurz vorgestellt werden. Besonders zu beachten ist ihre Anwendung, die bei verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen unterschiedliche Ausformungen und Zielsetzungen hat. Beispiele, die teilweise von den Mitbegründern der Methode, teilweise aus alltäglichen Redewendungen stammen, erläutern diese zusätzlich.

Den Hauptteil der Arbeit machen die beiden Metaphernanalysen aus, die zunächst separat voneinander durchgeführt werden. Diese strenge Trennung ist ein wichtiger Schritt, um voreilige Schlüsse zu vermeiden. Vor jeder Analyse wird das Quellenmaterial auf damit verbundene Problematiken und auf deren Bestand untersucht und vorgestellt, besonders die neue Medienlandschaft ab April 1945 ist zu berücksichtigen und kann hier zumindest skizziert werden.

Die Ergebnisse der Analysen werden einzeln zusammengefasst und in einem darauf folgenden Schritt miteinander verglichen. Bei diesem Vergleich werden auch kurz zuvor besprochene Eigenheiten des Status Quo zum Zeitpunkt der Wiedereröffnung des Domes 1952

⁵ Vgl. Rudolf Stöber: Presse im Nationalsozialismus. In: Bernd Heidenreich, u.a. (Hrsg.): Medien im Nationalsozialismus. Paderborn, 2010. S. 275-295.

berücksichtigt, die als die Konsequenz von Entwicklungen anzusehen sind, die im untersuchten Zeitraum bereits entstehen oder schon bestehen.

1.4. Forschungsüberblick

Diese Arbeit tangiert zwei Forschungsfelder, die in der österreichischen Wissenschaft aufgrund der Lokalität und Relevanz sehr weit ausgebaut sind: zum Einen wird hier der Stephansdom betrachtet, über den es eine überwältigende Fülle an Publikationen gibt.⁶ Auch der entsprechende Zeitraum, konkret die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges und der anschließende Wiederaufbau des Domes wurden intensiv in größeren Publikationen behandelt, von denen hier die Dissertation von Karoline Eberhardt als Beispiel genannt werden kann.⁷ Eberhardt untersucht die Ereignisse rund um den Wiederaufbau und fasst aktuelle Forschungen, die den Stephansdom als Nationalheiligtum betreffen, zusammen. Sie untersucht dabei auch die Wechselwirkung von Text und Bild, aufbauend auf andere Arbeiten, um zu veranschaulichen, wie der Stephansdom auf Bildern und Plakaten dargestellt wurde. Insgesamt hinterfragt sie das „Wunder der Nachkriegszeit“, also den Wiederaufbau des Domes.⁸

Das häufig zitierte Standardwerk zur Zerstörung des Stephansdomes von Viktor Flieder und Franz Loidl ist zwar ausführlich, doch basieren viele Beobachtungen auf Zeugenaussagen, die teilweise erst Jahre später aufgenommen wurden, weshalb viele der minutiös genauen Chroniken nicht als seriöse Quellen eingestuft werden können.⁹ Bildhaft dargestellt sind die Schäden des Domes von Macku und Chmel,¹⁰ eine wissenschaftliche Studie zum Dom erscheint 1949.¹¹

Das andere Forschungsfeld betrifft die mediale Berichterstattung in dieser kritischen Phase des Übergangs von der nationalsozialistischen Kriegspropaganda hin zur diametral entgegen gesetzten Freiheitspropaganda verschiedener Zeitungen, die neu gegründet werden. Über einige

⁶ Eine der neuesten Publikationen beweist auch die Notwendigkeit weiterer Forschung zur Geschichte des Domes. Vgl. Barbara Schedl: *St. Stephan in Wien, Der Bau der gotischen Kirche (1200-1500)*. Wien, 2018.

⁷ Eberhardt, 2014.

⁸ Ebd. S. 115.

⁹ Die Schwierigkeit, den Ablauf der Brandkatastrophe genau zu skizzieren, ist aufgrund der fehlenden Dokumentation gegeben. Deshalb erscheint es sinnvoll, sich, anstatt auf eine Nacherzählung, auf eine Bestandsaufnahme der Schäden zu konzentrieren. Vgl. Viktor Flieder, Franz Loidl: *Stephansdom, Zerstörung und Wiederaufbau, Chronik und Dokumentation*. Wien, 1967.

¹⁰ Lucca Chmel, Anton Macku: *Der Wiener Stephansdom nach dem Brand im April 1945*. Wien, 1947.

¹¹ Alois Kieslinger: *Die Steine von St. Stephan*. Wien, 1949.

dieser Medien gibt es aktuelle und ausführliche Literatur. Beispielsweise hat Jakob Sonnleithner in einer Dissertation 2007 eine intensive Auseinandersetzung mit der Zeitung „Neues Österreich“ unter dem Aspekt der österreichischen Identität unternommen, die viele Punkte anspricht, die auch in dieser Arbeit relevant sind.¹² Einen Vergleich mit anderen Zeitungen dieser Zeit zieht er jedoch nicht. Auch Wilfried Aichinger ist hier zu nennen, der sich mit den Kontrollmechanismen der sowjetischen Besatzer auseinander gesetzt hat, was zu einem nicht unwesentlichen Teil auch die Informationspolitik betrifft.¹³ Einen Überblick über die vorhandenen Zeitungen, dabei neutral aufzählend, geben auch die Herausgeber Melischek und Seethaler.¹⁴ Die ikonographische Studie zur „Austria Wochenschau“ fällt leider nur peripher in den Forschungszeitraum und behandelt nur die „Austria Wochenschau“, während sich die vorliegende Arbeit ausschließlich auf Zeitungen konzentriert.¹⁵

Der zweite untersuchte Zeitraum, 1934-1938 wird in deutlich geringerem Ausmaß untersucht, wobei einige Publikationen doch aus zumindest nahverwandten Gebieten für diese Arbeit relevant sind. Einen allgemeinen historischen Überblick bietet etwa der Beitrag von Oliver Rathkolb in dem Standardwerk zur Geschichte Österreichs.¹⁶ Die jüngste und ausführlichste Publikation zu diesem Zeitabschnitt stammt von Emmerich Tálos: „Das austrofaschistische Österreich 1933-1938.“¹⁷ Von den medienwissenschaftlich relevanten Werken ist etwa die Arbeit von Alexandra Vasak zu nennen, die sich mit der Kulturpolitik im Austrofaschismus beschäftigt hat,¹⁸ ebenso – aber mit Fokus auf Unterrichtspolitik – wie Sirikitt Amann.¹⁹ Auch das mittlerweile in der siebten Auflage erhältliche Werk, das von Emmerich Talos und Wolfgang Neugebauer herausgegeben wird, untersucht den entsprechenden Zeitraum, wobei besonders die Betrachtungen zum politischen Katholizismus von Ernst Hanisch aufschlussreich

¹² Vgl. Jakob *Sonnleithner*: Die Konstruktion einer österreichischen Identität in der Nachkriegszeit anhand der Zeitung „Neues Österreich“ in den Jahren 1945-1955, Diss. (ungedr.), Wien 2007.

¹³ Wilfried *Aichinger*: Sowjetische Österreichpolitik. Wien, 1977.

¹⁴ Gabriele *Melischek*, Josef *Seethaler* (Hrsg.): Die Wiener Tageszeitungen, Eine Dokumentation, Band 5: 1945–1955, Mit einem Überblick über die österreichische Tagespresse der Zweiten Republik bis 1998. Wien, 2001.

¹⁵ Hans *Petschar*, Georg *Schmid*: Erinnerung & Vision. Die Legitimation Österreichs in Bildern. Eine semiohistorische Analyse der Austria Wochenschau 1949-1960. Wien, 1990.

¹⁶ Oliver *Rathkolb*: Erste Republik, Austrofaschismus, Nationalsozialismus (1918-1945). In: Christian

¹⁷ Emmerich *Tálos*: Das austrofaschistische Österreich 1933-1938. Wien, 2017.

¹⁸ Alexandra *Vasak*: Kulturpolitik im Austrofaschismus hinsichtlich der bildenden Künste: Architektur Bildhauerei Malerei. Diplomarbeit, Wien, 1996.

¹⁹ Sirikitt *Amann*: Kulturpolitische Aspekte im Austrofaschismus (1934 - 1938): (unter besonderer Berücksichtigung des Bundesministeriums für Unterricht). Wien, Diss., 1987.

hinsichtlich des Forschungsgegenstandes sind.²⁰ Weiters wird der politische Katholizismus in Maximilian Liebmanns Werk „Heil Hitler – pastoral bedingt“ im entsprechenden Zeitraum genauestens betrachtet.²¹ Was die Pressepolitik in der Zeit des Dollfuß/Schuschnigg-Regimes anbelangt, so hat Karin Erler eine relevante Publikation verfasst, die sich zwar im Speziellen mit der Theaterkritik dieser Zeit befasst, aber auch Mechanismen der Pressepolitik im Allgemeinen untersucht.²²

Da in dieser Arbeit der Faktor der Identität und Nation von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, sind auch Publikationen aus diesen Bereichen zu erwähnen. Der in diesem Fall bedeutendste Autor ist Ernst Bruckmüller mit seinem Werk „Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse.“²³ Hierin geht er – mit einem Fokus auf Österreich – der Frage nach identitätsstiftenden Elementen einer Gesellschaft nach. Etwa zehn Jahre später publiziert er darauf aufbauend einen Text über die besondere Rolle des Stephansdomes in diesem Kontext, wobei er dessen Bedeutung von der Zeit der Habsburger bis heute analysiert.²⁴

Zuletzt ist auch noch die Verfügbarkeit von Primärliteratur zu erwähnen. Das Archiv von Zeitungen der Nationalbibliothek, ANNO, erschließt bis zum Ende des Jahres 1947 die gesamte Medienlandschaft in Österreich, wobei das Archiv in den hier relevanten Jahren beinahe lückenlos erschlossen ist.²⁵ Für den Ausblick auf das Jahr der Wiedereröffnung 1952 bietet das Domarchiv von St. Stephan eine komplette Sammlung an diesbezüglich publizierten Zeitungsartikeln. Somit ist insgesamt die Verfügbarkeit der Primärquellen gegeben.

²⁰ Vgl. Ernst Hanisch: Der Politische Katholizismus als ideologischer Träger des „Austrofaschismus“. In: Emmerich Talós, Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): Austrofaschismus: Politik, Ökonomie, Kultur, 1933-1938. Siebte Auflage, Wien, u.a., 2014, Wien. S. 67-88.

²¹ Maximilian Liebmann: „Heil Hitler!“ – pastoral bedingt: vom politischen Katholizismus zum Pastoralkatholizismus. Wien, u.a., 2009.

²² Karin Erler: Die Auswirkungen der Kultur- und Pressepolitik auf die Theaterkritik im Austrofaschismus. Diplomarbeit, Wien, 2001.

²³ Ernst Bruckmüller: Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlichpolitische Prozesse. Wien, Köln, Graz, 1996.

²⁴ Emil Brix, Ernst Bruckmüller, Hannes Stekl (Hrsg.): Memoria Austriae II. Bauten, Orte, Regionen, Wien 2005. S. 40-74. S. 44.

²⁵ ANNO: <http://anno.onb.ac.at/> Letzter Zugriff am 9.8.2019.

2. Methodik

2.1. Theoretische Ansätze aus den Medienwissenschaften

Um eine passende Herangehensweise an das Forschungsobjekt, nämlich die eingangs bestimmten Zeitungen des entsprechenden Zeitraumes, zu finden, bedarf es der Berücksichtigung der besonderen Eigenschaften des Mediums Zeitung. Diese werden von Michael Schaffrath in vier wesentlichen Punkten festgemacht: Publizität, Aktualität, Periodizität und Universalität.²⁶ Mit Publizität ist die Öffentlichkeit und allgemeine Zugänglichkeit gemeint, Aktualität bestimmt die Zeitnähe, Periodizität wiederum die Regelmäßigkeit, während Universalität die inhaltliche Vielfalt meint. Der letztgenannte Punkt ist allerdings für das hier angelegte Projekt von nachrangiger Bedeutung, da es sich schließlich nur mit einem bestimmten Inhalt befasst. Zwei weitere Punkte, die Schaffrath ergänzend benennt, sind allerdings von großer Bedeutung und werden auch im Folgenden berücksichtigt: Die Disponibilität, also die Verfügbarkeit, hinsichtlich Ort und Zeit. Gerade die Frage nach der Verfügbarkeit von medialen Inhalten für die Bevölkerung der unmittelbaren Nachkriegszeit ist hier im Besonderen zu beachten. Als letzten Punkt nennt Schaffrath noch die „Fixierung in Schrift und Druck“, um eine Abgrenzung zu anderen Medien zu erwirken.²⁷

Die Schwierigkeit, eine mit aktuellen theoretischen Ansätzen zu vereinende Methodik zu entwickeln besteht darin, dass aktuelle Publikationen zur Medienanalyse sich naturgemäß den aktuellen Entwicklungen anzupassen versuchen. Dies bedeutet, dass Terminologien und Maßstäbe entwickelt werden, die sich nach dem geänderten Konsumverhalten im Zuge der Digitalisierung richten, neue Medien mit vermeintlich größerer Relevanz als Lot verwenden und somit von einer praktischen Anwendbarkeit auf unterschiedliche Medien in ihrer je eigenen Zeit abkommen. Kurz gesagt, das Internet als Massenmedium scheint in dem praktisch orientierten Teil der Forschung allen anderen Medien gegenüber den Vorzug zu haben. Zeitung, Fernsehen und Rundfunk werden seit etwa zwanzig Jahren hauptsächlich in ihrer Konkurrenzfähigkeit dem neuen Leitmedium gegenüber untersucht.²⁸ Ein Beispiel hierfür ist

²⁶ Michael Schaffrath: Zeitung. In: Werner Faulstich (Hrsg.): Grundwissen Medien. 4. Auflage, München, 2000. S. 432-450. S. 433.

²⁷ Ebd. S. 454.

²⁸ Vgl. Hierzu etwa: Anna Maria Theis-Berglmaier, Florian Mayer, Jan Schmidt: Tageszeitungsverlage und das Thema Internet. In: Dies. (Hrsg.): Internet und die Zukunft der Printmedien, Kommunikationswissenschaftliche und medienökonomische Aspekte. 3. Auflage, Berlin, 2009. S. 40-56. S. 51.

Thomas Heinze's Standardwerk, das verschiedenste Ansätze der Medienanalyse vorstellt, von denen Horkheimer, Adorno und Enzensberger zweifellos die bekanntesten Vertreter sind, doch wird hier der Fokus wie in den meisten anderen Fällen zu sehr auf Massenmedien gelegt, wobei dies an sich noch nicht Kern der Problematik ist.²⁹

Das Hauptproblem liegt darin, dass die meisten neueren Theorien der Massenmedien davon ausgehen, dass die Verfügbarkeit grundsätzlich gegeben ist, eine Prämisse, die in diesem Fall nicht gewährleistet ist.³⁰ Zudem geht die Medienwissenschaft stark auf die Seite der Konsumenten ein.³¹ Die Problematik, dass jeder Leser einer Zeitung gleichzeitig auch mit seinem jeweiligen Erfahrungshintergrund zu der Gestaltung der Nachricht beiträgt und somit kein Artikel von zwei Personen gleich gelesen werden kann, ist bekannt.³² Aufgrund der zeitlichen Distanz kann die Leseerfahrung in den hier untersuchten Jahren kaum noch bewertet werden, jeder Versuch in diese Richtung würde die Anforderungen an eine wissenschaftliche Arbeit nicht erfüllen. Aus diesem Grund wird der Fokus auf die jeweiligen Produzenten gelegt, beziehungsweise die Umstände der Textproduktion in politischer wie historischer und wirtschaftlicher Hinsicht analysiert.

Die Frage nach der Objektivität ist im Journalismus bis heute präsent. Wenn Nachrichtenvermittlung als „Ergebnis von Selektionsentscheidungen, die nicht auf objektiven Regeln, sondern Konventionen beruhen“, verstanden wird, so kann bestenfalls von „Realitätsausschnitten“ ausgegangen werden, nicht aber von der meist gewünschten objektiven Berichterstattung.³³ Auch Siegfried Weischenberg schreibt: „Von Nachrichten die Mitteilung der Wahrheit zu erwarten, ist ein unrealistischer Anspruch.“³⁴ Weber nennt dasselbe Problem: Medien könnten „die Wirklichkeit überhaupt nicht abbilden. Denn sie bilden die Wirklichkeit

²⁹ Vgl. Thomas Heinze: Medienanalyse, Ansätze zur Kultur- und Gesellschaftskritik. Opladen, 1990.

³⁰ Aufschlussreich ist hierzu ein polemischer Artikel, der die „ungerechte Papierverteilung“ und das Wuchern des Schwarzmarktes anzeigt. Vgl. Volksstimme, 14.5.1947.

³¹ Vgl. Theodor Adorno: Erziehung zur Mündigkeit. Frankfurt, 1970. S. 385.

³² Vgl. Hans Lösener: Zwischen Wort und Wort. Interpretation und Textanalyse. München, 2006. S. 117-119. Diese These entspricht auch weitgehend der Theorie des Radikalen Konstruktivismus, der nicht nur auf Medien bezogen konstatiert, dass jede Wahrnehmung von Realität nur unterschiedlich aufgefasst werden kann. Vgl. Hierzu: Klaus Beck: Medien und die soziale Konstruktion von Zeit – Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Zeitbewusstsein. Opladen, 1994. S. 55.

³³ Vgl. Joachim Friedrich Staab: Nachrichtenwert-Theorie, Formale Struktur und empirischer Gehalt. Bd. 17, Freiburg, 1990. S. 41.

³⁴ Siegfried Weischenberg. Nachrichtenschreiben, Journalistische Praxis zum Studium und Selbststudium. Opladen, 1990. S. 216.

erst.“³⁵ Die drei hier angeführten Aussagen treffen im betreffenden Fall umso mehr zu, als sich eine längst bekannte Propagandaindustrie hinter den Nachrichten verbirgt und das Thema der Zensur im untersuchten Zeitraum nach wie vor präsent ist.

Schließlich ist es wiederum Weischenberg, der eine für diese Arbeit dienliche Definition von Massenmedien offeriert: Sie sind „Einrichtungen der Gesellschaft, die - nach ihren internen Strukturen – Wirklichkeitsentwürfe anbieten. Sie arbeiten nach ihren eigenen Möglichkeiten und liefern, was sie liefern können. In diesem Sinne manipulieren die Medien immer oder nie.“³⁶ Über diese Schwierigkeit wird im Laufe der Arbeit immer wieder zu sprechen sein.

Als für die Arbeit dienlich erweist sich auf den ersten Blick ein in großen Unternehmen üblicher und für die Wissenschaft immerhin bedingt gültiger Ansatz der Medienanalyse, der gemeinhin als „Pressespiegel“ bezeichnet wird. Dieser untersucht eine im Vorhinein festgelegte Gruppe von Medien nach bestimmten quantitativen oder qualitativen Gesichtspunkten, wobei besonders ein gewisser Inhalt im Fokus steht. Dieser Inhalt kann etwa ein bestimmtes Produkt, eine programmatische Einheit oder auch ein abstraktes Konstrukt sein. Der Pressespiegel gilt „als Kulturtechnik der Informationsverdichtung“.³⁷ Wie bereits erwähnt ist diese Praxis besonders in medienwirtschaftlichen Kreisen, nicht so sehr in -wissenschaftlichen, etabliert, zielt sie doch letztlich auf eine möglichst vorteilhafte Positionierung eines Produktes, einer Person oder einer Organisation in der Medienlandschaft. Doch ist die Methodik, die schließlich in Präsenz- und Imageanalyse unterteilt wird, ein vielversprechender Ansatz für eine derartige Untersuchung. Während die Präsenzanalyse die grundsätzliche Frage nach dem Vorhandensein eines Diskurses über das bestimmte Subjekt stellt, geht die Imageanalyse einen Schritt weiter und untersucht die Nennung hinsichtlich einer „Bewertung oder Tonalität“.³⁸ Diese Methodik findet in der Publizistik gelegentlich Anwendung, konnte sich aber aufgrund der Tatsache, dass die praktische Anwendbarkeit auf einem kaum ausgesprägten theoretischen Fundament basiert, bislang nicht durchsetzen.

Elemente von Präsenz- und Imageanalyse lassen sich allerdings auch in einer durchaus anverwandten, jedoch wissenschaftlich deutlich ausgeprägteren Analyseform finden, die

³⁵ Stefan Weber: Nachrichtenkonstruktion im Boulevardmedium. Wien, 1995. S. 27.

³⁶ Siegfried Weischenberg: Zwischen Zensur und Verantwortung – Wie Journalisten (Kriege) konstruieren. In: Martin Löffelholz (Hrsg.): Krieg als Medienereignis – Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation. Opladen, 1993. S. 70.

³⁷ Christian Heinisch: Der Pressespiegel, in: Thomas Wägenbauer (Hrsg.): Medienanalyse. Methoden, Ergebnisse, Grenzen. 1. Auflage. Baden-Baden, 2007. S. 65-75. S. 67.

³⁸ Ebd. S. 68.

ähnlich der Imageanalyse nach Mustern sucht, die einen Rückschluss auf „komplexe Erfahrungsräume“³⁹ bieten. Hierbei handelt es sich um die Metaphernanalyse, die nun im Folgenden behandelt und für die hier bestehende Forschungsfrage adaptiert wird.

Die oben genannten und skizzierten Methoden, die in den Medienwissenschaften verbreitet sind, behandeln gezielt das Forschungsgebiet, während die Metaphernanalyse allgemein auf textlicher Ebene funktioniert, weshalb es zielführend ist, die Theorien der Medienwissenschaften in die praktische Arbeit der Analyse der Primärquellen miteinzubeziehen.

Zuvor sei noch die Disziplin der politischen Ikonographie genannt, die durchaus spannende Ergebnisse zum Forschungsbereich dieser Masterarbeit geliefert hat. Hier ist besonders die Ausstellung zum 850-Jahr-Jubiläum des Stephansdomes im Wien Museum zu nennen, die die Bedeutung des Stephansdomes als Nationalsymbol und Symbol des Wiederaufbaues und die damit einhergehende Inszenierung deutlich herausarbeitet.⁴⁰ Die Untersuchung des Stephansdomes aus Sicht der politischen Ikonographie ist von Wolfgang Kos bewerkstelligt und schlüssig mit der Symbolpolitik des Landes nach 1945 verbunden worden.⁴¹ Da dieser Bereich abgedeckt ist, wird die Metaphernanalyse ergänzende Erkenntnisse liefern.

2.2. Die Metaphernanalyse

2.2.1. Der Begriff der Metapher

Der der Analyse zugrunde liegende Begriff der Metapher ist aufgrund der schier unüberblickbaren Versuche, eine solche zu definieren, äußerst diffizil. Gerade deshalb ist es notwendig, eine Adaptierung für die geplante Arbeit vorzunehmen, wobei vorausgeschickt werden muss, dass hier nicht der Anspruch vertreten wird, Metaphern für sämtliche Disziplinen zielführend bestimmen zu können. Die hier angewandte Terminologie wird sich allerdings als für diese Forschungsfrage sinnvoll erweisen.

³⁹ Vgl. Rudolf Schmitt: Metaphernanalyse als sozialwissenschaftliche Methode: mit einigen Bemerkungen zur theoretischen "Fundierung" psychosozialen Handelns. In: Psychologie und Gesellschaftskritik, 21(1), 1997. S. 57-86. S. 60.

⁴⁰ Renata Kassal-Mikula (Hrsg.): 850 Jahre St. Stephan. Symbol und Mitte in Wien 1147 – 1997. Ausstellungskatalog, Wien, 1997.

⁴¹ Vgl. Wolfgang Kos: Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945. Wien, 1994. Bemerkenswert ist auch der Ausstellungskatalog zu „Alt-Wien“, den Kos mit Christian Rapp herausgegeben hat. Vgl. Wolfgang Kos, Christian Rapp (Hrsg.): Alt-Wien. Die Stadt, die niemals war. Sonderausstellung des Wien Museum. Wien, 2004.

Aristoteles ist der erste, der eine Definition für Metaphern offeriert, die bis heute in manchen wissenschaftlichen Disziplinen Verwendung findet: „Die Metapher ist die Übertragung eines Wortes, das der Name für etwas anderes ist, entweder von der Gattung auf die Art oder von der Art auf die Gattung oder von einer Art auf eine [andere] Art gemäß einer Analogie.“⁴² Gemäß dieser Definition könnte der drastisch reduzierte Schluss gezogen werden, eine Metapher sei eine Art Vergleich, eine Einheit die stellvertretend für etwas steht, wobei es keine vollumfassende Deckungsmenge gibt, sondern nur in Teilen. Als Beispiel könnte hier der Ausdruck „Der Mensch ist den Menschen ein Wolf“, wobei dem Menschen hier die angedachten Eigenschaften eines Wolfes zugesprochen werden, jedoch nicht sämtliche: der Mensch mag böse sein, er läuft aber nicht auf vier Beinen.⁴³

Dieses Betonen von einzelnen Merkmalen bei gleichzeitiger Ausklammerung von anderen wird gelegentlich auch als „Highlighting- und Hiding-Effekt“ bezeichnet.⁴⁴ Lakoff und Johnson behaupten, dass dieser Effekt besonders im politischen Diskurs zum Tragen kommt, da er sich leicht für Ideologien verwenden ließe. Durch gezielte Betonung bestimmter Eigenschaften (Highlighting) bei gleichzeitiger „Verdunkelung“ (Hiding) können beim Rezipienten nach Lakoff und Johnson bewusst Vorstellungen evoziert werden.⁴⁵

Erweitert wurde dieses Konzept von Jäkel, der nicht nur eine Verdunkelung, sondern eine Reduktion von Eigenschaften und eine Fokussierung auf bestimmte Merkmale ausmacht. Dies diene dazu, komplexe Sachverhalte leicht verständlich zu machen, wobei allerdings ein Teil des Inhalts, so die logische Konsequenz, verloren gehen müsste.⁴⁶

Während sich die bisher vorgestellten Konzepte von Metapherntheorie auf die Produktion und den bewussten Einsatz konzentrieren, ist auch die „kognitive Erschließungsfunktion“, wiederum von Jäkel eingeführt, von großer Bedeutung. Diese ist die grundsätzliche Voraussetzung für den Erfolg von Metaphern, dass nämlich komplexe Sachverhalte nur in

⁴² Zitiert nach: Jan Kruse, Kay Biesel, Christian Schmieder: Metaphernanalyse. Ein rekonstruktiver Ansatz. Heidelberg, 2011. S. 29.

⁴³ Vgl. Max Black: Die Metapher. In: Anselm Haverkamp (Hrsg.): Theorie der Metapher. Darmstadt, 1983. S. 379-413.

⁴⁴ Vgl. Annette Kosakowski: Sprachliche Konstruktion nationaler Identität im postsowjetischen Belarus. Nominations- und Metaphernanalyse am Material belarussischer Staats- und Oppositionszeitungen (1990 bis 2001). München, u.a., 2013. S. 317.

⁴⁵ Vgl. George Lakoff, Mark Johnson: Metaphores we live by. Chicago, u.a., 1980. S. 10ff.

⁴⁶ Olaf Jäkel: Wie Metaphern Wissen schaffen. Die kognitive Metapherntheorie und ihre Anwendung in Modell-Analysen der Diskursbereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion. Hamburg, 2003. S. 31f.

metaphorischer Weise von den Rezipienten verstanden werden können. Als Beispiel nennt er das emotionale Konzept von Liebe.⁴⁷ Die hier erwähnten Merkmale werden aufgrund ihrer Relevanz in politischen Diskursen bei der praktischen Analyse berücksichtigt. Die politische Funktion von Metaphern wird in einem eigenen Kapitel noch eingehender betrachtet werden.

Mit literaturwissenschaftlichen Definitionen von Metaphern hingegen, die diese zusammen mit Synekdochen, Antonomasien und einigen weiteren unter dem Begriff der Tropen zusammenfassen,⁴⁸ stößt man in vielen anderen wissenschaftlichen Bereichen sehr bald an Grenzen. Während die Literaturwissenschaften und besonders die Rhetorik sehr eng gefasste Definitionen anwenden, sind soziolinguistische Definitionen weitmaschiger, was einige Vorteile mit sich bringt.

Als Begründer der Metaphernanalyse außerhalb von literaturwissenschaftlichen Diskursen gelten George Lakoff und Mark Johnson, die zunächst eine großzügige Definition der Metapher offerieren: „The essence of metaphor is understanding and experiencing one kind of thing in terms of another.“⁴⁹ Die Bestimmung ist an sich schon wieder recht nahe an der Definition von Aristoteles. In den Publikationen der beiden, die den theoretischen Diskurs der Metaphernanalyse besonders in den Achtziger Jahren bestimmten⁵⁰, wird die Metapher also mit der Notwendigkeit von Verständnis und der sinnlichen Erfahrung erklärt. Damit wird, um bereits etwas vorzugreifen, der Erfahrungshorizont und das Potential des Rezipienten, eine Metapher als solche wahrzunehmen, zur wesentlichen Bedingung einer Metapher. Anders ausgedrückt: „Metaphorisches Sprechen bedeutet also, dass ein Phänomen in Eigenschaften eines anderen verstanden und erlebt (und entsprechend auch sprachlich ausgedrückt) wird.“⁵¹ Notwendig ist es also, von dem allgemeinen Verständnis von Metapher als Stilfigur abzuweichen und sich auf ihre „Funktion für die Konstruktion von Realität“ zu konzentrieren.⁵²

Um aber mit dieser Definition eine Analyse durchzuführen, braucht es weitere Bestimmungen. Metaphern dürfen eben nicht als „rhetorischer Schmuck“ verstanden werden, sondern als „kognitive Modelle, mit denen wir unsere Erfahrung der Welt strukturieren.“⁵³ Als Konsequenz

⁴⁷ Jäkel, 2003. S. 32.

⁴⁸ Vgl. Zitiert nach: Kruse, Biesel, Schmieder. S. 63.

⁴⁹ Lakoff, Johnson, 1980. S. 5.

⁵⁰ Vgl. Rudolf Schmitt, Jutta Schröder, Larissa Pfaller: Systematische Metaphernanalyse. Eine Einführung. Wiesbaden, 2018. S. 2.

⁵¹ Schmitt, 1997. S. 2.

⁵² Kruse, Biesel, Schmieder. S. 64.

⁵³ Schmitt, 1997, S. 60.

daraus lässt sich schließen, dass nicht nur auffällige Metaphern untersucht werden, sondern auch solche, die im Alltagsgebrauch nicht mehr als solche wahrgenommen und daher unreflektiert benutzt werden. Rudolf Schmitt versteht also die Definition von Lakoff und Johnson für Metaphern also als alle sprachlichen Redewendungen, die nicht in einem „strengen Sinn wörtlich zu nehmen sind.“ Beispiele sind etwa „verschlossen sein“, „hoch hinaus wollen“, oder ein Buch „auslesen“.⁵⁴ Die Beispiele zeigen, dass Lakoff und Johnson einen überaus weiten Begriff von Metaphern verwenden. Ihrer Forschung zufolge sind etwa viele Metaphern, sogenannte „Orientierungsmetaphern“, räumlich angeordnet, da sie sich den Grunderfahrungen von Menschen, die sich prinzipiell zeitlich und räumlich orientieren. Das betrifft etwa Konzepte von „oben“ als besser als „unten“, wie etwa emotionale Zustände: Wer glücklich ist, fühlt sich *beflügelt*, wer traurig ist, ist *niedergeschlagen*. Dasselbe gilt für „niedere Beweggründe“ (böse) und das „Hochhalten von Werten“ (gut).⁵⁵ In diesem Sinne sind also bereits solche Metaphern, die sprachlich gar nicht mehr bewusst verwendet werden, in die Metaphernanalyse miteinzubeziehen.

Zu einer besseren Unterscheidung führen Lakoff und Johnson 1987 den Begriff der „Schemata“ ein, die einige Jahre zuvor noch als „orientational metaphors“ beschrieben wurden.⁵⁶ Schemata werden als „einfache, präverbale und gestalthafte Erfahrungen, die selbst noch keine Bildqualität haben, aber als basale Muster hinter den Metaphern zu finden sind“, beschrieben.⁵⁷ Die Kenntnis von Schemata hilft nun, metaphorische Konzepte und ihre Aussage besser einordnen zu können.

Eine Gefahr, die hierin besteht, ist, dass es zu einer kaum noch überschaubaren Ansammlung von Metaphern in einem Text kommen kann, manche hervorstechende Redewendungen forciert und scheinbar weniger auffällige übersehen werden können. Konsequenterweise fragen deshalb Kruse et al.: „Ist alles Metapher?“⁵⁸ Diese Frage stellt sich zwangsweise, wenn ausschließlich mit den Bestimmungen von Lakoff und Johnson gearbeitet wird. Dies verlangt nun von jedem

⁵⁴ Vgl. Schmitt, 1997. S. 60. Schmitt ist der bedeutendste deutschsprachige Vertreter der Metaphernanalyse als sozialwissenschaftlicher Methode. Seine theoretischen Erweiterungen und Anpassungen von Johnson und Lakoff sind auch für die medienwissenschaftlichen Analysen gültig.

⁵⁵ Lakoff, Johnson, 2003. S. 26. Lakoff und Johnson unterscheiden noch in diverse andere Kategorien von Metaphern. Diese einzeln zu behandeln würde aber in einer bloßen Aufzählung enden, weshalb hier darauf verzichtet wird. Dort, wo diese Unterscheidung wichtig ist, werden einzelne weitere Kategorien im praktischen Teil herausgestrichen.

⁵⁶ Vgl. Lakoff, Johnson 1980.

⁵⁷ Günter Mey, Katja Mruck (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung. Wiesbaden, 2010. S. 679.

⁵⁸ Kruse, Biesel, Schmieder. S. 83.

Theoretiker, sich basierend auf Lakoff und Johnson eigene Definitionen von Metaphern auszuarbeiten, da man ansonsten Gefahr läuft, das Konzept von Metaphern zu „inflationieren“ und es damit überflüssig werden lässt.⁵⁹ Buchholz und von Kleist sprechen deshalb auch abwertend von „rules of the thumb“.⁶⁰ Dieser Problematik der Willkür kann jedoch entgegen getreten werden, wenn man, wie etwa Annette Kosakowski vorführt, auch die im wissenschaftlichen Sinne deutlich strengere Ausprägung der Metaphernanalyse nach Black und anderen Theoretikern miteinbezieht.⁶¹

Metaphern werden also zusammenfassend als „eine Form der sprachlichen Realisierung kultureller Vorstellungswelten“ verstanden, wie Zinken und Zybatow diese bestimmt haben. Als kulturelle Vorstellung bezeichnen sie „ein[en] teils kreative[n], teils reproduktive[n] Akt der (Re-)Organisation von Wissen, das in einer kulturellen Gruppe sprachlich gefestigt ist.“⁶²

Für diese Arbeit definitiv nicht in Erwägung gezogene Metaphern sind solche, die Lakoff und Johnson als „tot“ bezeichnen, da sie für die Konzeptualisierung keine Rolle mehr spielen, wobei selbst Lakoff und Johnson keine Anleitung geben, wie im Zweifelsfall tote von „lebenden“ Metaphern zu unterscheiden sind.⁶³ Generell kann über Lakoff und Johnsons Arbeit, die aus einigen mehrfach überarbeiteten Werken besteht, gesagt werden, dass selbst die Autoren ihre Konzepte mehrfach geändert haben und damit nicht konsequent fortsetzen, wie unter anderem Rudolf Schmitt anschaulich demonstriert.⁶⁴

2.2.2. Die politische Funktion der Metapher

Während es sich als überaus schwierig darstellt, den Begriff der Metapher auf einen universal gültigen Nenner zu bringen – auch diese Formulierung entspräche übrigens einer Metapher im Sinne von Lakoff und Johnson – muss gerade für eine Analyse von Zeitungsartikeln in der Mitte des 20. Jahrhunderts auch die politische Funktion von Metaphern untersucht werden. Die zugrunde liegende These ist, dass Metaphern an sich politisch genutzt werden können und werden.

⁵⁹ Vgl. Jäkel, 1997, S. 45, Fußnote 65. Kruse, Biesel, Schmieder. S. 84.

⁶⁰ Schmitt, 1997. S. 295.

⁶¹ Vgl. Kosakowski, 2013. S. 320. Zu diesem Modell der Metaphernanalyse wird im letzten Teil dieses Kapitels noch Bezug genommen werden.

⁶² Jörg Zinken, Lew Zybatow: Theoretischer Rahmen: Metapher, Kultur, Vorstellung. In: Lew Zybatow (Hrsg.): Kulturelle Vorstellungswelten in Metaphern. Metaphorische Stereotypen der deutschen und russischen Medien als Hypertext. Frankfurt am Main, u.a., 2006. S. 1-18. S. 13.

⁶³ Lakoff, Johnson, 2003, 68f.

⁶⁴ Schmitt, Schröder, Pfaller, 2018. S. 20.

Ein Beispiel ist der schon erwähnte „highlighting/hiding“ Effekt. Anschaulich demonstriert dies Schmitt mit der Metapher von der Gesellschaft: In einem Versuch mit Studenten konstruierte er den Begriff der Gesellschaft als „normsetzende, Wohlverhalten und Leistung erwartende elterliche Person“ konstruiert. Damit konnten die komplexen Zusammenhänge innerhalb einer Gesellschaft auf eine einzelne Person, also eine elterliche Figur, reduziert werden, womit die Gesellschaft letztlich Eigenschaften wie „Schuld, Haftbarkeit und Fürsorge“ zugeschrieben wurden.⁶⁵ Dass dabei viele Eigenschaften verloren gingen, ist nun der gegensätzliche Hiding Effekt. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass die Konstruktion von Metaphern keineswegs beliebig ist oder immer auf natürliche Weise entstehen muss, viel eher können durch derartige sprachliche Bilder bewusst Emotionen, zum Beispiel der Wunsch, die Gesellschaft „Stolz zu machen“, hervorgerufen werden.⁶⁶

In dem von Schmitt beschriebenen Versuch gab es ein Bewusstsein für die Konstruktion dieser Metapher. Dieses muss aber nicht gegeben sein. Es ist möglich, dass der Sprecher unbeabsichtigt Metaphern nutzt, bei denen der Highlighting und Hiding Effekt zur Geltung kommt, ohne dabei bestimmte Absichten zu verfolgen, außer der, komplexe Sachverhalte in verständliche Bilder zu übersetzen. Umgekehrt kann der Rezipient das volle Ausmaß einer Metapher vielleicht nicht erfassen und lässt sich dadurch leichter beeinflussen. Böke sieht in Metaphern konsequenterweise eine persuasiv-manipulative Wirkung, die „gerade im öffentlich-politischen Diskurs häufig bewusst zur strategischen und ideologischen Bewertung, Interpretation und Kritik“ von bestimmten Vorgängen genutzt würden. Dass Böke hierin ein Gefahrenpotenzial erkennt, ist nachvollziehbar.⁶⁷

Bei der späteren Analyse des Materials muss also berücksichtigt werden, dass gerade in gedruckten und vermeintlich kontrollierten Zeitungen Metaphern keineswegs willkürlich eingesetzt werden. Vielmehr ist davon auszugehen, dass der Autor eines journalistischen

⁶⁵ Vgl. Schmitt, Schröder, Pfaller, 2018.. S. 24.

⁶⁶ Gerade dieser Aspekt des „Stolz Machens“ wird in einem zu behandelnden Artikel bezogen auf den Stephansdom besonders deutlich werden.

⁶⁷ Vgl. Karin Böke: Überlegungen zu einer Metaphernanalyse im Dienste einer „parzellierten“ Sprachgeschichte. In: Dies. (Hrsg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen, 1996. S. 423 – 455. S. 443. Böke ist längst nicht der erste oder einzige, der dieses Problem benannt hat. Vgl. Raimund Drommel, Gerhart Wolff: Metaphern in der politischen Rede. In: Der Deutschunterricht (Jg. 30, Heft 1). O.O., 1978. S. 71-86. S. 76ff. Verwandt, aber weniger wertfrei spricht Kobozeva von der „argumentativen Funktion der Metapher“. Vgl. Irina Kobozeva: Semantische Probleme bei der Analyse politischer Metaphern. In: Lew Zybatow (Hrsg.): Kulturelle Vorstellungswelten in Metaphern. Metaphorische Stereotypen der deutschen und russischen Medien als Hypertext. Frankfurt am Main, u.a., 2006. S. 95-109. S. 96f.

Artikels oder eines Kommentars der Wirkung der von ihm gewählten sprachlichen Bilder bewusst ist und damit beim Lesenden, der sich dessen nicht bewusst sein muss, bestimmte Emotionen zu generieren.

2.2.3. Modell für eine angewandte Metaphernanalyse

Da die Metaphernanalyse in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen angewandt wird, gibt es auch ein breites Spektrum an möglichen Vorgehensweisen, um zu einem möglichst konkreten Ergebnis zu kommen. In der Psychologie haben sich beispielsweise die Schritt für Schritt Anleitungen von Buchholz und von von Kleist⁶⁸ durchgesetzt. Keine der beiden kann den Anspruch erheben, eine absolut gültige Analyseform darzustellen, tatsächlich werden beide öfter für die unklaren Definitionen von Metaphern kritisiert. Da sich diese Methodiken für das hier vorliegende Quellenmaterial aber als ungeeignet erweisen, wird hierauf nicht weiter eingegangen.⁶⁹

Für das hiesige Vorhaben wird nun im Wesentlichen auf die empfohlene Verfahrensweise von Schmitt eingegangen, un zwar in der aktuell ausgearbeiteten Version von 2018, wie sie auch in seinem Lehrbuch ausführlich beschrieben wird.⁷⁰ Dass diese Methodik gewählt wird liegt nicht nur an ihrer Aktualität, denn schließlich bezieht sie davor gängige Methodiken ebenso in ihre Analyseschritte mit ein, sondern auch an ihrer praktischen Anwendbarkeit für das hiesige Forschungsgebiet. Ein weiterer Vorteil liegt darin, dass die einzelnen Schritte auch die Vorarbeit, also das Sichten von Material, miteinschließt. Um die einzelnen Analyseschritte, die im Folgenden kurz vorgestellt werden, durchführen zu können, ist es aber notwendig, Mittel der Systematisierung zu verwenden, wie sie etwa auch Drewer⁷¹ und Jäkel⁷² spezifizieren.

Schmitt zählt nun sieben Schritte für seine systematische Metaphernanalyse auf. Zunächst einmal müsse der Zielbereich identifiziert werden und im Vorfeld geklärt werden, ob die Verwendung einer anderen, nahe verwandten Methodik, zielführender sei (a). Ebenfalls vor der eigentlichen Analyse sollte ein „kontrstrierender Hintergrund“ festgemacht werden, um kulturelle Vergleiche ziehen zu können, wobei die Auswahl des diesbezüglichen Materials bei

⁶⁸ Vgl. Michael Buchholz, Cornelia von Kleist: Metaphernanalyse eines Therapiegespräches. In: Buchholz (Hrsg.): Psychotherapeutische Interaktion. Qualitative Studien zu Konversation und Metapher, Geste und Plan. Opladen, 1996. S. 93-126.

⁶⁹ Vgl. Günter Mey, Katja Mruck (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung. Wiesbaden, 2010. S. 681.

⁷⁰ Schmitt, Schröder, Pfaller, 2018. S. 57-60.

⁷¹ Vgl. Petra Drewer: Die kognitive Metapher als Werkzeug des Denkens. Zur Rolle der Analogie bei der Gewinnung und Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Tübingen, 2003. S. 138f.

⁷² Jäkel, 2003. S. 142.

Schmitt noch recht beliebig erscheint. In demselben Analyseschritt sollen auch die Erwartungen des Interpreten festgemacht werden, sodass diese nicht als gegeben angesehen werden. Jedenfalls aber soll der Interpret eine Reflexion über seinen eigenen kulturellen Horizon im Bezug auf das Forschungsgebiet unternehmen (b).

Der nun eigentlich erste Schritt der qualitativen Analyse ist eine Auswahl eines Sampling, das repräsentativ gewählt sein soll, aber dennoch „sparsam“ gewählt sein soll, da hier schließlich keine quantitative Analyse Forschungsziel ist. Die Auswahl des Samplings folgt im Grunde der Grounded-Theory Methodologie, wie sie Glaser und Strauss vorschlagen.⁷³ Die Auswahl kann prinzipiell auf alle Arten von Textproduktion oder Aussagen bezogen werden, in dem hier vorliegenden Fall werden naturgemäß nur Zeitungsartikel gewählt werden (c). Kern der Analyse ist nun die systematische Erschließung von Metaphern und bildhaften Vergleichen in dem ausgewählten Textkorpus, wobei Schmitt hier nach Koch und Deetz⁷⁴ einen Aufbau in zwei Schritten empfiehlt: Eine Wort-für-Wort Analyse sämtlicher im Text vorkommender metaphorischer Äußerungen, aus denen im zweiten Schritt dann größere metaphorische Kontexte gewonnen werden können (d). Im Zuge dieser Auswertung müssen auch solche metaphorischen Äußerungen aus der später folgenden Interpretation ausgeschlossen werden, die keinen Bezug, also keine „Systematizität und Vernetzung“ mit dem für die Arbeit relevanten Forschungsgebiet aufweisen.⁷⁵

Das auf diese Weise ausgewertete Material muss letztlich noch interpretiert werden (e) und schließlich bei Bedarf mit anderen Forschungsmethoden kombiniert werden (f). Der letzte Schritt, die „Triangulation der Auswertungsmethoden“ ist dann sinnvoll, wenn das zu erhoffende Ergebnis über die Mittel der Metaphernanalyse hinausgehen. Da die konkrete Forschungsfrage sich mit medienwissenschaftlich fassbaren Dokumenten auseinandersetzt und es diesbezüglich bereits Forschungsansätze gibt, werden auch solche in diesem Schritt in die Interpretation mit einbezogen. Zum Abschluss muss noch eine Darstellung der Ergebnisse

⁷³ Vgl. Barney Glaser, Anselm Strauss: Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern, 1998.

⁷⁴ Vgl. Susan Koch, Stanley Deetz: Metaphor analysis of social reality in organizations. In: Journal of Applied Communication Research, 9. 1981. S. 1–15.

⁷⁵ Vgl. Kosakowski, 2013. S. 333. Die in dieser Arbeit öfter zitierte Kosakowski geht bei ihrer Analyse von einem sehr ähnlichen methodischen Konzept aus, wie es Schmitt vorschlägt. Allerdings bezieht sich Kosakowski zu keinem Zeitpunkt auf Schmitt, obwohl dessen Konzepte zum Zeitpunkt der Publikation Kosakowskis bereits seit einigen Jahren Verwendung gefunden haben. Dennoch kann Kosakowskis praktische Anwendung und Adaptierung der Konzepte der Metaphernanalyse für diese Arbeit als richtungsweisendes Beispiel gesehen werden, da Kosakowski durchaus von Problematiken spricht, die in dieser Arbeit vermieden werden sollen.

erfolgen (g). Schmitt schlägt hier narrative, tabellarische oder visuelle Praktiken vor. Im konkreten Falle wird eine Ausformulierung der erhaltenen Ergebnisse im Zuge des Fazits die sinnvollste Form sein.

2.2.4. Der Zusammenhang von Metaphernkonzept und Identität

Nach der Vorstellung der Methodik ist noch eine letzte theoretische Vorarbeit zu leisten, und zwar den grundsätzlichen Zusammenhang von Metaphern und Identität vorwegzunehmen. Diese Korrelation wird in der Analyse explizit und implizit von großer Bedeutung sein und wird deshalb zunächst theoretisch grundiert. Stellte sich die Definition eines zugänglichen Metaphernbegriffes bereits als Schwierigkeit dar, so scheint der Versuch, den Begriff von Identität zu bestimmen ein Projekt würdig einer eigenen Dissertation. Oft wird konstatiert, dass eine allgemein gültige Definition bislang nicht festgeschrieben wurde.⁷⁶ Der im deutschsprachigen Raum in der Thematik anerkannte Niethammer behauptet schließlich, der Begriff sei ein „konnotativer Stereotyp“, er könnte „alles und nichts“ bedeuten.⁷⁷ Im Allgemeinen wird der Begriff der Identität mit bestimmten Faktoren verknüpft, die eine Rolle bei der Bildung und Funktion von Identitäten einnehmen. Hierzu zählen leicht fassbare Elemente wie Sprache und Ländergrenzen, ebenso können auch Traditionen und eine gemeinsame historische Vergangenheit als Maßstab für ein Identitätsbewusstsein gelten. Ein erstes Problem bei dem Versuch, Identitäten festzustellen, besteht darin, dass eine Gesellschaft prinzipiell aus Individuen besteht, die sich mehr als nur einer Gruppe zugehörig fühlen. Adamczyk und Gostmann sprechen hier von Narrationen, an denen sich Individuen beteiligen. Dazu gehören die Nation, Religion, aber auch Sportclubs. Daraus folgt, dass ein Individuum zu mehreren Kollektividentitäten zuordenbar ist.⁷⁸

Bei der Frage nach Identität ist prinzipiell zwischen der individuellen Identität, der „Ich-Identität“ nach Assmann und der kollektiven, bzw. „Wir-Identität“ zu unterscheiden. Beide sind

⁷⁶ Vgl. U.a.: Grzegorz Adamczyk, Peter Gostmann: Polen zwischen Nation und Europa. Zur Konstruktion kollektiver Identität im polnischen Parlament. Wiesbaden, 2007. S. 7.

⁷⁷ Lutz Niethammer: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek, 2000. S. 34. Niethammer spricht sich letztlich auch für eine komplette Ablehnung des Begriffes in wissenschaftlichen Diskursen aus. Stattdessen soll der Begriff der kollektiven Identität mit „Wir“ ersetzt werden. Ebd. S.627f.

⁷⁸ Vgl. Adamczyk, Gostmann, 2007. S. 13. Der Begriff der Narration ist eine von mehreren Möglichkeiten, kollektives Bewusstsein zu erklären. Da sich auch für diese Arbeit das Konzept von Assmann (siehe sogleich) als praktischer erweist, wird von der Verwendung der Methodik, wie sie Adamczyk und Gostmann anwenden, weitgehend abgesehen und nur additiv verwendet. Für eine weitere Auseinandersetzung: siehe ebd. Oder: Margaret Somers: The narrative constitution of identity: A relational and network approach. In: Theory and Society 23 (4), 1994. S. 605-649. S. 629f.

allerdings soziale Konstrukte, die durch Interaktion und Kommunikation mit anderen als Bewusstsein entstehen.⁷⁹ Daraus ergibt sich, dass die kollektive Identität nur dann bestehen kann, wenn eine größere Gruppe von Ich-Identitäten sich mit dieser identifiziert. Der Begriff der Identifikation ist in diesem Zusammenhang von zentraler Bedeutung. Wir-Identität ist also „so stark oder so schwach, wie sie im Bewusstsein der Gruppenmitglieder lebendig ist und deren Denken und Handeln zu motivieren vermag.“⁸⁰ Darin zeigt sich der symbolische und nicht materiell fassbare Wert einer kollektiven Identität, sie ist somit im Bewusstsein der Gesellschaft und damit in ihren Äußerungen fassbar. Zum Funktionieren braucht es folglich eine Kommunikation, die gezielt den Gedanken der gemeinsamen Identität hervorhebt und sich damit von anderen abzugrenzen vermag.

In den Politikwissenschaften wird hier weiter differenziert: so gibt es identitäre Bewegungen, deren Ziel die Durchsetzung der eigenen Identität gegenüber anderen ist, bei der es zu einer deutlich strengeren Abgrenzung und Identifikation kommt. Die gemäßigte Form ist nun diejenige, die den Abgrenzungscharakter mildert, und viel mehr eine Identität aufbaut, indem gemeinsame „Handlungsfelder“ erschlossen werden, das heißt, dass die Solidarität zueinander vor der Trennung zu anderen steht (sogenannte „Solidaritätskulturen“).⁸¹ Die Kommunikation ist demnach von der Art der Bewertung abhängig. Assmann wiederum hebt dabei die Bedeutung von Symbolen hervor, die die Gemeinschaft festigen und konstituieren.⁸² Assmann bezeichnet diesen Prozess als „kulturelle Formation“. Sie ist „das Medium, durch das kollektive Identität aufgebaut und über die Generationen hinweg aufrechterhalten wird.“⁸³ Enthalten in diesem Medium sind diverse andere Formen des Ausdrucks, wie etwa Sprache, Schrift oder auch komplexere Formen der Identität, die dem Bereich der Folklore (Trachten, Essen, Tänze und dergleichen) zuzuordnen sind. Zentral ist ein Gefühl der Gemeinsamkeit, das auch durch sogenannte „formative Texte“ als Mittel der „Identitätsvergewisserung“ gefestigt wird.⁸⁴ Assmann benennt einen weiteren zentralen Aspekt in der Funktion der Erinnerung. Nur mit

⁷⁹ Vgl. Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München, 2007. S. 130f.

⁸⁰ Ebd. 132.

⁸¹ Vgl. Sebastian Haunss: Was in aller Welt ist „kollektive Identität“? Bemerkungen und Vorschläge zu Identität und kollektivem Handeln. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 05/2001. S. 258-267. S. 264f.

⁸² Assmann unterscheidet nicht in diesen beiden eben genannten Kategorien, doch scheint diese Trennung in der Praxis durchaus nutzbar zu sein. Vgl. Assmann, 2007. S. 138-145.

⁸³ Assmann, 2007. S. 139.

⁸⁴ Ebd. S. 139.

einem kollektiven Gedächtnis kann eine Identität für mehrere Generationen bestand haben, womit der Geschichtsschreibung eine Leitfunktion zugesprochen wird.

Allerdings wird auch das kollektive Gedächtnis in zwei Sparten unterteilt: einerseits gibt es das kommunikative Gedächtnis, das sich auf die jüngste Vergangenheit bezieht und von den persönlichen Erfahrungen der Träger der Identität lebt. Einerseits brauche es hier kein Expertenwissen, da diese Form des Erinnerns von jedem Individuum anders erlebt und wiedergegeben wird, doch ist es auch zeitlich begrenzt: Sobald die letzten Zeitzeugen verstorben sind, ist diese Form des Erinnerns quasi erloschen. Die andere Ebene des Gedächtnisses ist die kulturelle. Das Wissen wird hier weitergegeben und wird damit „transgenerational“. Wissen kann dabei auch ein dehnbarer Begriff sein, schließt das kulturelle Gedächtnis doch auch Ursprungsmythen (wie etwa die sagenhafte Gründung Roms im Altertum oder die Kalevala der finnischen Romantik) mit ein. Dieses Wissen wird nicht durch Zeitzeugen weitergegeben, sondern ist viel eher institutionalisiert, etwa durch Bücher, Museen und Sammlungen, weshalb eine Verwaltung durch ein Gremium an Experten notwendig wird.⁸⁵ Das kulturelle Gedächtnis kann wiederum ebenfalls aufgeteilt werden in „Speichergedächtnis“, also eine Sammlung von Texten und Artefakten aus vergangenen Zeiten, und dem „Funktionsgedächtnis“, das anstatt bloß zu sammeln, sich auch kritisch damit auseinandersetzt und somit regelmäßig in aktuelle Kontexte einbezieht und damit „aktiv“ hält. Da die Grenzen hier aber sehr durchlässig sind und das Konzept wenig konsequent durchgeführt wird, wird im Weiteren auf diese Unterteilung verzichtet.⁸⁶

In beiden Fällen ist jedoch nicht zu vernachlässigen, dass eine bewusste Identitätsbildung anfällig ist für Beeinflussung. In diesem Sinne kommen den einzelnen Instrumenten der Identitätsstiftung und -bewahrung, zu denen auch die bewusste Verwendung von Metaphern gezählt werden kann, eine erhöhte Bedeutung zu. Für den in dieser Arbeit behandelten Zeitraum sind beide Formen des Gedächtnisses, das kommunikative wie das kulturelle, parallel existent und fassbar. Der Zeitraum selbst liegt aus heutiger Sicht in jenem Bereich, in dem das kulturelle Gedächtnis das kommunikative Gedächtnis zusehends verdrängt, da es kaum noch Zeitzeugen zu den Ereignissen gibt. Doch haben sich in Interviews, Tagebüchern und anderen Medien

⁸⁵ Vgl. Assmann, 2007. S. 50-56.

⁸⁶ Dieses Konzept stammt nicht von Jan Assmann, sondern von Aleida Assmann und ist gewissermaßen eine Erweiterung der theoretischen Arbeit von Jan Assmann, die sich aber bisher mehr in der Museologie als in anderen Disziplinen als nützlich erwiesen hat. Vgl. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München, 2003. S. 136.

Eindrücke bewahrt, die heute noch greifbar sind und zwar nach Assmann „medial vermittelt“ und damit institutionalisiert sind, aber dennoch Ausdruck einer individuellen Erfahrung sind.⁸⁷

Das Gedächtnis wird somit bewahrt und wirkt identitätsstiftend, - bildend und -fördernd. Erinnerung ist somit die Basis eines kollektiven Bewusstseins und von Gemeinsamkeiten, die andernfalls in der jeder Generation neu geschaffen werden müssten. Durch die Aktualisierung werden bestimmte Elemente der Geschichte wieder bewusst gemacht. Es ist also festzuhalten, dass kollektive Identität durch eine Vielheit an verschiedenen Diskursen, die über Generationen weiter tradiert werden, gebildet und erhalten wird. Die bewussten Rückgriffe auf bestimmte Ereignisse und Facetten lassen das Entstehen eines kollektiven Bewusstseins zu und schaffen damit auch eine Abgrenzung, mitunter eine Überhöhung, der eigenen Identität im Vergleich zu anderen. Dem Bereich der Geschichtswissenschaften kommt hiermit eine gewichtige Bedeutung für die Bildung einer Identität zu. Jörn Rüsen etwa bezeichnet Erinnerung im historischen Sinne als „wesentliches Element für die Bildung einer tragfähigen Identität von Kollektiven“. Er meint, dass „Vergangenheit so gedeutet wird, dass mit ihr Gegenwart verstanden und Zukunft erwartet werden kann“.⁸⁸

Wenn nun schon die Frage nach kollektiver Identität behandelt wurde, so kann noch der notwendige Schritt nach der Frage der nationalen Identität erfolgen, da diese Begriffe zwar augenscheinlich wesensverwandt, doch nicht gleichzusetzen sind. Ähnlich wie die Diskussion um den Begriff der Identität ist auch die Definition von dem Begriff der Nation umstritten. Dieter Langewiesche hat neben vielen anderen den Versuch unternommen, den Forschungsstand zu dieser Terminologie aufzuzeigen. Da seine diesbezügliche Publikation aber mehr als zwanzig Jahre zurückliegt, muss sie in Anbetracht der unüberschaubaren Menge neuer Literatur dazu bereits als nicht mehr aktuell gewertet werden.⁸⁹ In diesem Sinne wird der auch in der wissenschaftlichen Diskussion mittlerweile häufiger anzutreffende Begriff der „nationalen Identität“ anstatt der der „Nation“ verwendet. Diese wird etwa von Von Hirschhausen und Leonhard folgendermaßen definiert:

⁸⁷ Vgl. Assmann, 2007. S. 54.

⁸⁸ Vgl. Zitiert nach Jürgen Straub: Identität und Sinnbildung. Ein Beitrag aus der Sicht einer handlungs- und erzähltheoretischen Sozialpsychologie. In: Jahresbericht 94/95 des Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld. Bielefeld, 1996. Online-Ressource: Zugriff unter: <https://www.uni-bielefeld.de/ZiF/Publikationen/Jahresberichte/1994-Straub.pdf> S. 23. (letzter Zugriff: 9.8.2019).

⁸⁹ Vgl. Dieter Langewiesche: Nation, Nationalismus, Nationalstaat: Forschungsstand und Forschungsperspektiven. In: Neue Politische Literatur 40 (1). 1995. S. 190-236.

[Nationale Identität ist] jene Summe kollektiver Selbstverständnisse und Selbstbilder einer Nation, die sich in gemeinsamen kulturellen Codes, Wertesystemen, Überzeugungen und Interessen äußert, durch Institutionen und Symbole stabilisiert und aktualisiert wird und durch die sich Nationen deuten und ihre Handlungen nach innen und außen legitimieren.⁹⁰

Während diese Definition in jedem Fall schlüssig erscheint und im Folgenden auch übernommen wird, kann hier noch eine weitere Ausdifferenzierung stattfinden, indem etwa auf den von Estel eingeführten Begriff des „Identitätsfokus“ zurückgegriffen wird. Damit sind zentrale Ereignisse oder Qualitäten gemeint, die den Kern einer Identitätsbildung ausmachen. Um diesen Kern herum „werden die ausgewählten Faktoren [...] so organisiert, dass daraus ein relativ einheitlich wirkender und aussagekräftiger Bau der kollektiven Identität entsteht“.⁹¹ Bemerkenswert ist, dass Estel damit eindeutig davon ausgeht, dass kollektive Identität nicht zufällig entsteht, sondern das Ergebnis eines bewusst „aufgebauten“ Prozesses ist. Ein solcher Identitätsfokus kann nicht willkürlich gewählt werden, er muss für die angedachten Mitglieder der Nation plausibel sein und obendrein von allen Mitgliedern verstanden. Ein schon im Vorhinein existierendes „Jedermannbewusstsein“, etwa für moralische Werte, bietet sich als Fundament an.⁹²

Zudem müsse laut Estel eine Abgrenzung gegeben sein, die die eigene Nation herausstreicht oder – besser – hervorhebt. Weiters, und für diese Arbeit von herausragender Bedeutung, müssten neben moralischen oder kulturellen „Vorzüge[n]“ der Nation auch „anschauliche Symbole unterschiedlichster Art“ vorhanden sein, an denen sich Angehörige der Nation orientieren können.⁹³ Nationale Identität lässt sich also nicht exakt gleichsetzen mit einer kollektiven Identität. Für eine nationale Identität braucht es gemeinsame Symbole und eine Überhöhung anderen Nationen gegenüber. Hinzu kommen gemeinsame Wertvorstellungen und Codizes mit einem gemeinsamen Identitätsfokus. Innerhalb einer Nation können sich weitere Kollektive bilden, die sich wiederum eigene Fokalisationspunkte aussuchen, die aber nicht im Widerspruch zur übergeordneten nationalen Identität stehen. Zusammenfassend lässt sich nationale Identität als Konstrukt aus verschiedenen kollektiven Strukturen ablesen, die anhand

⁹⁰ Ulrike von Hirschhausen, Jörn Leonhard: Europäische Nationalismen im West-Ost-Vergleich: Von der Typologie zur Differenzbestimmung. In: dies. (Hrsg.): Nationalismen in Europa. West- und Osteuropa im Vergleich. Göttingen, 2001. S. 11-45. S. 15.

⁹¹ Bernd Estel: Nation als Mythos. In: Wolfgang Frindte, Harald Pätzolt (Hrsg.): Mythen der Deutschen. Deutsche Befindlichkeiten zwischen Geschichten und Geschichte. Opladen, 1994. S. 49-85. S. 59.

⁹² Vgl. Bernd Estel: Nation und nationale Identität. Versuch einer Rekonstruktion. Wiesbaden, 2002. S. 101.

⁹³ Vgl. Estel, 1994 S. 67.

von gewissen Kerneigenschaften bewusst gebildet wurde und nach eigenen Codices und Wertesystemen funktioniert, die für die Mitglieder des Kollektivs verständlich, nachvollziehbar und identitätsstiftend sind, während nationale Symbole als Orientierungspunkte verstanden werden können.

2.2.5. Die Bedeutung von Metaphern für die nationale Identität

Kollektive wie nationale Identität kann also institutionell generiert und gestiftet werden, womit einher geht, dass sie auch bewusst konstruiert werden kann. Annette Kosakowski legt in ihrer Arbeit schlüssig dar, dass sich Akteure „bei der Konstruktion nationaler Identität auch narrativer Mittel und Deutungsschemata bedienen“.⁹⁴ Hierbei kommen Metaphern neben anderen Formen wie der Metonymie eine besondere Bedeutung zu, da sie dabei helfen, komplexe Strukturen zu ordnen und deutbar zu machen. Daraus bildet sich ein Deutungsschema. Der Begriff wird in Anlehnung an Luginbühl als „gleichartige Interpretation von nationsrelevanten Entitäten verstanden“.⁹⁵ Nationsrelevante Entitäten können politische Ereignisse oder andere Sachverhalte sein, die innerhalb einer Gruppe ein gemeinsames Interesse wecken. Daraus lässt sich auch schließen, dass Deutungsschemata temporär neu gebildet werden können und ebenso geändert. In Hinblick auf den Stephansdom ließe sich die Theorie also dergestalt nutzbar machen, dass dem Gebäude ein Deutungsschema zugeordnet wird, das sich wiederum im medialen Diskurs widerspiegelt.

Dies ist aber vorerst nur als Forschungsthese anzunehmen. Für ein „narratives Metaphernmuster“, also eine Verbindung aus Deutungsschema und Metaphernkonzept, braucht es auch eine gewisse Kontinuität. Wird eine Metapher in einem bestimmten Zusammenhang nur vereinzelt verwendet, so lässt sich daraus nur bedingt ein Deutungsschema ablesen, es braucht „Stabilität“.⁹⁶ Um also methodisch Metaphernmuster erkennen zu können, braucht es zumindest ein gewisses Maß an Quantität oder Regelmäßigkeit. Ein Anzeichen für das Fehlen eines Metaphernkonzeptes würde dann vorliegen, wenn über bestimmte Ereignisse in unterschiedlicher Weise gesprochen oder geschrieben würde und sich bildhafte Darstellungen widersprechen würden. Eine langfristige Beobachtung eines solchen Phänomens könnte dann, zumindest theoretisch, die Entstehung eines Metaphernkonzeptes sichtbar machen. Es ist anzunehmen, dass derartige Konzepte nicht vom Zeitpunkt der ersten Auseinandersetzung mit

⁹⁴ Kosakowski, 2013. S. 330.

⁹⁵ Martin Luginbühl, u.a.: Geschichten über Fremde. Eine linguistische Narrationsanalyse von Schweizer Fernsehnachrichten von 1957-1999. Bern, u.a., 2004. S. 14.

⁹⁶ Vgl. Kosakowski, 2013. S. 331.

einer Thematik konsequent fortgeführt werden, sondern sich in der Anfangsphase ausdifferenzieren, bis ein kollektives Repertoire an Metaphern etabliert ist. Im aktuellen Forschungskontext jedoch wird über die Entstehung von Metaphernkonzepten sehr wenig geschrieben, viel eher wird ein Ist-Zustand analysiert.

In der Soziolinguistik wurde bisher die kommunikative Bedeutung und damit ihre politische Dimension weitgehend vernachlässigt.⁹⁷ Wie aber schon an mehreren Stellen ausgewiesen, ist die Präsenz von Metaphern im medialen Kontext nicht nur evident, sondern auch mittels der Metaphernanalyse durchaus zu kontextualisieren, woraus sich etwa Bezüge zu politischen Ereignissen ableiten lassen. Im hier behandelten Fall wird die identitätsstiftende Funktion eines vermeintlichen Nationalsymbols und die Berichterstattung darüber behandelt. Die Methodik ist, abschließend formuliert, deshalb fruchtbar, da mit der Auseinandersetzung mit Metaphern größere Denkmuster aufgedeckt werden können. Sie verbindet sprachliche Auffälligkeiten mit damit konstruierten kollektiven Wahrnehmungen:

Metaphern sind [...] nicht nur ein Element der Sprache, sondern des Denkens, der Kognition – eines Denkens, das auf die Imagination nicht verzichten kann. Indem so die Vorstellungskraft rehabilitiert wird, erahnen wir neue Möglichkeiten, wie unsere konventionellen Trennungen zwischen dem Sozialen und Kommunikativen einerseits und dem bildhaft Psychischen andererseits überbrückt werden können.⁹⁸

Dies auf die Frage nach der Bildung von nationaler Identität und Symbolik umgelegt, ermöglicht einen neuen Ansatz für die Erforschung des Zusammenhanges von Metaphern und der Entstehung von Nationalsymbolen und darüber hinaus nationaler Identität, wobei in dieser Arbeit der Fokus auf ein bestimmtes Symbol, den Stephansdom, gelegt wird.

3. Angewandte Metaphernanalyse

Wie in der Einleitung geschildert, erweist es sich als sinnvoll, zunächst die Situation der Zeit des sogenannten Ständestaats von 1934 bis zum Anschluss 1938 gesondert zu betrachten, um den Versuch zu unternehmen, innerhalb der Berichterstattung dieser Jahre ein Metaphernkonzept zu erarbeiten, dass bereits auf die Bedeutung des Stephansdomes hinweist. Zumindest aber soll ein Eindruck über die mediale Berichterstattung des Domes gegeben

⁹⁷ Schmitt, 1997. S. 37.

⁹⁸ Michael Buchholz: Vorwort. In: George Lakoff, Mark Johnson: Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg, 2003. S. 7–10. S. 8f.

werden. Gleich zu Beginn sei aber auf eine Problemstellung hingewiesen: In dem besprochenen Zeitraum passiert keine auch nur ansatzweise vergleichbare Katastrophe, die auch nur entfernt den Dom betrifft. Insofern hält sich auch die Zeitungslandschaft nur sehr eingeschränkt mit dem Stephansdom auf, während in den Wochen nach der Brandkatastrophe die Kirche von ungleich größerem Interesse ist. So gesehen muss das zu erwartende Ergebnis relativiert werden. Schon allein aufgrund der unterschiedlichen Voraussetzungen für den Stephansdom vor und nach der nationalsozialistischen Besetzung ist die Trennung in zwei gesonderte Bereiche logisch. Erst durch die Betrachtung der einzelnen Ergebnisse und einen Vergleich nach vorher festgesetzten Kriterien kann eine schlüssige Conclusio getroffen werden.

3.1. Das Datenmaterial von 1934 bis 1938

Nach dem von Schmitt festgelegten Schritten zu einer systematischen Metaphernanalyse muss zunächst das Forschungsgebiet eingegrenzt werden, was im Wesentlichen bereits in den vorigen Kapiteln getan wurde. An dieser Stelle sei nur noch einmal kurz die Zielsetzung beschrieben: Es wird ein Fokus auf die sprachlichen Äußerungen über den Stephansdom in Zeitungen mit großer Reichweite in Österreich gelegt, aus denen ein oder mehrere für die Forschungsfrage nutzbare Metaphernkonzepte abgelesen werden können.

Schwieriger als die Eingrenzung des zu untersuchenden Materials gestaltet sich das tatsächliche Auffinden von brauchbaren Primärquellen. Zwar ist der absolute Großteil der zu dieser Zeit verfügbaren Zeitungen mittlerweile digital abrufbar. Doch zeigt sich schnell, dass der Stephansdom, mangels aktueller Ereignisse den Bau betreffend, selten mehr als in einer Randnotiz erwähnt wird.⁹⁹ Da eine Metaphernanalyse aber keine quantitative, sondern eine qualitative Methode ist, wird auch mit dem vorhandenen Sample eine derartige Vorgangsweise ohne negative Konsequenzen möglich sein. Es ist aber dennoch als erste Erkenntnis festzuhalten, dass die mediale Berichterstattung dem Stephansdom nur wenig Raum widmet. Zwar könnten hiermit bereits Rückschlüsse auf dessen Stellenwert innerhalb der österreichischen Gesellschaft gezogen werden, doch wäre dies vollkommen übereilt. Die schlichte Feststellung, dass sehr wenig über den Dom berichtet wird, hängt nicht mit dessen (mangelnder) Prominenz zusammen, sondern nur mit dem fehlenden Neuigkeitswert. Der Dom ist zum eingegrenzten Forschungszeitpunkt – im ersten Teil der Analyse jedenfalls – seit mehreren Jahrzehnten ohne große baulichen Veränderungen konstant erhalten.

⁹⁹ Ausnahmen dazu sind Spendenaufrufe, die allerdings mit Vorbehalten zu untersuchen sind. Siehe dazu im Folgenden.

Wendet man nun die Stichwortsuche in ANNO an, so finden sich bei Eingabe des Wortes „Stephansdom“ knapp über 950 Treffer.¹⁰⁰ Auch der bis heute genutzte Spitzname der Kirche, beziehungsweise des Turmes, „Steffl“ liefert noch über 600 Ergebnisse. Diese Zahl allerdings ist nur unter größten Vorbehalten zu akzeptieren, da der Begriff auch in anderen Kontexten verwendet wird. Als Beispiel sei nur die Ausgabe der Illustrierten Kronen Zeitung vom 7.7.1935 erwähnt, in der eine humoristische Erzählung mit dem Titel „Der Fischer-Steffl filmt...“ enthalten ist, die allein fünfzehn Mal das Wort verwendet.¹⁰¹ Der Suchbegriff „St.Stephan“ bingt mit 2770 die meisten Ergebnisse, doch kann auch hier kein Rückschluss auf die Präsenz der Kirche gegeben werden. Insgesamt sind die meisten der Erwähnungen, die unter diesen Schlagworten gefunden werden, von äußerst geringer Relevanz für die Forschung. Oft handelt es sich lediglich um Programmhinweise.¹⁰² Für diese Arbeit allerdings werden ausschließlich solche Artikel untersucht, die den Stephansdom in direkter Weise thematisieren oder solche Ereignisse, die den Stephansdom bedeutend tangieren.

Eine weitere Problematik ergibt sich daraus, dass St.Stephan in den übrigen Erwähnungen zumeist als Veranstaltungsort erwähnt wird. Dies betrifft Hochzeiten, Messen, aber auch Begräbnisse. Dabei bleibt es meist mit der Erwähnung des Stephansdomes als Standort des Ereignisses und ist damit fast immer wertfrei. In einigen wenigen Ausnahmen wird der Dom aber auch mit wenigen Worten umschrieben.

Erst im Jahr 1938 häufen sich Ergebnisse, die für die Untersuchung relevant sind. Dies hat aber nichts mit politischen Umwälzungen zu tun,¹⁰³ sondern ist den finanziellen Engpässen der Wiener Dombauhütte geschuldet. Im Zuge einer großen Spendenaktion wird in vielen Zeitungen inseriert und um Geld gebeten. In diesem Zusammenhang haben viele Zeitungen die Aktualität des Ereignisses genutzt, um den Dom als schützenswertes Denkmal zu inszenieren.

¹⁰⁰ Zugriff am 12.8.2019.

¹⁰¹ Vgl. Illustrierte Kronen Zeitung. 7.7.1935. S.9. Bemerkenswerter Weise findet sich die exakt selbe Geschichte drei Jahre später im kleinen Volksblatt. Vgl. Das kleine Volksblatt, 16.10.1938. S. 13.

¹⁰² So wurde am 10.2.1934 ein Hörfilm mit dem Titel „Der Dom zu St. Stephan“ ausgestrahlt. Sämtliche Zeitungen, die eine Auflistung des Programms drucken, werden demzufolge als Treffer angezeigt. Vgl. Neues Wiener Tagblatt, Neue Freie Presse, Salzburger Chronik, et al. 10.2.1934.

¹⁰³ Es ist überdies bemerkenswert, dass politische Ereignisse in dem entsprechenden Zeitraum noch kaum mit dem Stephansdom in Verbindung gebracht werden, obwohl der politische Katholizismus bereits über diverse Formen der Mediatisierung verfügt. Vgl. *Liebmann*, 2009. Der Dom wird hingegen nach der Brandkatastrophe in viel stärkerem Maße mit dem politischen Geschehen, als mahnendes Beispiel gewissermaßen, verbunden.

Bei der Analyse muss somit auch der Zweck des Artikels mitbedacht werden, um kein verfälschtes Bild zu erhalten.

Versucht man also, das Datenmaterial nicht nur zu benennen, sondern auch nach den gegebenen Gesichtspunkten zu filtern, so bleiben von insgesamt mehr als 4000 Ergebnissen nur einige wenige übrig, von denen die prägnantesten nun behandelt werden. Die Auswahl folgt dabei den von Flick¹⁰⁴ vorgeschlagenen Auswahlprinzipien, wonach letztlich sowohl typische, als auch extreme Beispiele herangezogen werden.

Schmitt schlägt vor, dass nur längere Texte in Betracht gezogen werden, da nur aus solchen dominierende Konzepte gelesen werden können. Da Zeitungsartikel aber in der Regel sehr kurz gehalten sind, sind auch hier durch das Medium selbst Grenzen gesetzt.¹⁰⁵ Dennoch werden für einzelne Artikel Bearbeitungsdauern von mehreren Tagen von Schmitt veranschlagt.¹⁰⁶ Dies liegt daran, dass die Analyse mehrmals stattfinden muss, um tatsächlich alle möglichen Konzepte aufzuschlüsseln. Überspitzt formuliert muss bei einer Metaphernanalyse mit „künstlicher Dummheit und Langsamkeit“ vorgegangen werden, da ansonsten die Versuchung bestünde, nur offensichtliche Metaphern zu übernehmen und vorschnell vermeintlich einfache Konzepte abzuleiten.¹⁰⁷

Wie im Methodenteil beschrieben werden nun einige wenige Artikel gewählt und nach sämtlichen metaphorischen Äußerungen untersucht um dann die für die Forschungsfrage relevanten Metaphern auszuwählen. Für diesen ersten Teil der Analyse wurden nun insgesamt ein knappes Dutzend Artikel aus verschiedenen Zeitungen ausgewählt, die jeweils eine gewisse Aussagekraft aufweisen und das Forschungsobjekt direkt thematisieren. Da eine reine Analyse auf Metaphern jedoch Gefahr laufen würde, Tendenzen und für diese Arbeit wichtige Aspekte außen vor zu lassen, werden zunächst allgemeine Beobachtungen zu diesen Artikeln und Äußerungen darin getroffen, bevor dann eine Metaphernanalyse im Detail erfolgt.

¹⁰⁴ Vgl. Uwe Flick: Qualitative Sozialforschung. Hamburg, 2007. S. 172-192.

¹⁰⁵ Vgl. Schmitt, Schröder, Pfaller, 2018. S. 68.

¹⁰⁶ „Für eine gründliche Analyse von zehn Seiten Standardtext sind nach bisherigen Analyseerfahrungen für eine/n leidlich geübte/n Auswerter/in drei Tage Arbeitszeit zu veranschlagen.“ Vgl. Ebd. S.67.

¹⁰⁷ Vgl. Ronald Hitzler: Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. In: Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research, 3(2), Art. 7, Abs. 27, 2002.

3.2. Allgemeine Beobachtungen

Auf die geringe Anzahl an anwendbaren Artikeln wurde bereits hingewiesen. Von den nun nach mehrfacher Durchsicht ausgewählten Texten weisen alle eine Fülle an metaphorischen Äußerungen auf, die nach Schmitts Methode dekonstruiert werden müssen. Zur Wiederholung sei gesagt, dass nicht nur Metaphern im strengen Sinn, etwa „der Zahn der Zeit“, behandelt werden, sondern die nach soziolinguistischen Merkmalen metaphorischen Äußerungen, hinter denen sich kulturelle Konzepte finden können.

Eine erste und besonders wichtige Erkenntnis fällt aber bei der Lektüre sofort auf: In allen Artikeln finden sich eindeutige Hinweise darauf, dass der Stephansdom zumindest für Wien und die Bevölkerung Wiens von herausragender Bedeutung ist. Ohne einzelne metaphorische Konzepte analysieren zu müssen, kann die These, dass der Stephansdom bereits in den Dreißiger Jahren eine hohe Symbolkraft für Wien und – wenn auch in weniger ausgeprägter Form – Österreich, mitunter für das gesamte Abendland, besessen haben muss. Explizit wird in der Mehrheit der Artikel vom Stephansdom als „Wahrzeichen“ gesprochen. Damit wird die Kirche selbst zu einer Metapher, steht sie doch damit repräsentativ für die Stadt Wien und teilweise darüber hinaus.¹⁰⁸ Zumeist wird der Begriff des „Wahrzeichens“ verwendet, deutlich seltener der des „Symbols“, wobei beide Begriffe in den Artikeln synonym gebraucht werden.

Besonders häufig wird der Dom als Wahrzeichen oder Identifikationsfigur für die Stadt Wien dann verwendet, wenn es um die Spendenaktion für die Dombauhütte geht. Dies ist nun per se nicht im Geringsten überraschend, schließlich soll der Artikel in den Lesern den Wunsch wecken, zu spenden, weshalb eine Identifikation, beziehungsweise das Gefühl einer Verbundenheit mit dem Dom, förderlich erscheinen muss.

Dass der Stephansdom die Funktion eines Wahrzeichens für die Stadt hat lässt sich demzufolge bereits ohne systematische Metaphernanalyse identifizieren. Damit ist jedenfalls die grundsätzliche Voraussetzung für die eigentlich zentrale Forschungsfrage gegeben, nämlich dass der Dom bereits hier als Wahrzeichen bezeichnet werden kann, wie dies später noch vermehrt der Fall sein wird. Hervorzuheben ist in jedem Fall der strenge Wien-Bezug, der nur in manchen Fällen auf Österreich ausgedehnt wird. Die zentrale Forschungsfrage ist allerdings nicht nur, ob, sondern auch *wie* der Stephansdom als nationales, oder zumindest lokales,

¹⁰⁸ Vgl. U.a. folgende Artikel: Illustrierte Kronenzeitung 2.5.1935, S. 5.; Wiener Bilder 28.6.1936, S. 14.; Neues Wiener Journal 21.8.1936, S. 6; Illustrierte Kronenzeitung 3.2.1938, S. 6.

Wahrzeichen beschrieben wird. Deshalb ist die genaue Metaphernanalyse notwendig, da die Konzepte, die nun ermittelt werden, mit späteren Konzepten verglichen werden können.

Eine letzte Beobachtung zum Format der Artikel ist noch festzustellen: Es gibt keinen einzigen Artikel aus der Zeit, der den Stephansdom behandelt und die Titelseite einnimmt. In nur einem Fall wird der entsprechende Artikel, der in der Ausgabe weiter hinten ist, auf der ersten Seite erwähnt.¹⁰⁹ Ansonsten finden sich die Texte allesamt in weniger prioritären Rubriken wie dem Feuilleton. Die Artikel selbst sind – wie zu dieser Zeit fast alle – zumeist ohne Angabe des Autoren oder nur mit einem Kürzel versehen. Es lässt sich auch nicht feststellen, ob es sich um Auftragsarbeiten handelt.¹¹⁰ Aus der Position der Artikel innerhalb der Zeitung lässt sich ablesen, dass der Dom zu diesem Zeitpunkt nicht im Hauptinteresse der Redaktion gelegen haben kann, was wiederum an der zu geringen Brisanz des Inhaltes liegen mag. Im behandelten Zeitraum wird, wie auch heute, die Berichterstattung über innen- und außenpolitische Ereignisse bevorzugt in den ersten Seiten behandelt. Restaurierungsarbeiten und dergleichen sind dem nachgeordnet.

3.3. Exemplarische Metaphernanalyse

Anhand eines ausgewählten Artikels soll die Methode der systematischen Metaphernanalyse veranschaulicht werden. Nach dieser streng strukturierten Form, die sich im Wesentlichen an die von Schmitt seit Jahrzehnten weiter entwickelte Praktik hält, werden sämtliche ausgewählte Artikel analysiert, um so auf Metaphernkonzepte zu schließen. Die in den einzelnen Artikeln vorkommenden und relevanten Konzepte werden miteinander verglichen, Häufigkeiten und Überschneidungen werden schließlich dahin gehend gedeutet, dass es sich hierbei um tatsächlich gängige Formen der metaphorischen Äußerung handelt. Als prägnantes Beispiel wird der Artikel „Der „Steffel“ in Not!“ aus der Illustrierten Kronen Zeitung vom 3. Februar 1938 ausgewählt.

Wie der Titel bereits andeutet, ist dies einer der Artikel, die sich mit der Spendenaktion befassen, da dringend bauliche Maßnahmen am Stephansdom nötig seien. Dem Artikel voraus ist eine Pressekonferenz, geleitet von Kardinal Innitzer, gegangen, auf die sich der Artikel

¹⁰⁹ Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938, S.1.

¹¹⁰ Dies ist im Falle der Spendenaktion relevant. Einige Artikel könnten dem Inhalt und der Art der Berichterstattung bezahlte Anzeigen sein, doch werden sie nicht als solche ausgewiesen. Möglich ist auch eine Positionierung der Zeitung als sozial engagiert, indem sie sich etwa zur Verfügung stellen, Spenden entgegen zu nehmen. Ein besonders ausdrucksstarkes Beispiel: Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

mehrfach beruft. Er ist insgesamt klar appellativ an die Leserschaft gerichtet und kann letztlich als Spendenaufruf gewertet werden.¹¹¹

Der erste Schritt einer Metaphernanalyse ist nun das Ermitteln sämtlicher Metaphern, die mit dem Zielbereich in Zusammenhang stehen. Schmitt spricht von der „dekonstruierende[n] Zergliederung zur Metaphernidentifikation“.¹¹² Der Zielbereich ist das Forschungsobjekt, der Stephansdom, und seine Funktion als Wahrzeichen. Damit können metaphorische Äußerungen, die in keinem Zusammenhang damit stehen, außer Acht gelassen werden. Dies betrifft etwa die offensichtlich metaphorische Äußerung zu Beginn des Artikels, „*im Rahmen* einer Pressekonferenz“.¹¹³ Eine separate Liste muss nun erstellt werden, die alle relevanten Äußerungen „Wort-für-Wort“ und „mitsamt dem unmittelbaren Textkontext“ enthält. Bald wird der Stephansdom etwa als Wahrzeichen bezeichnet, „das der ganzen Stadt ein einmaliges *Gepräge* gibt“. In dieser Aussage lässt sich das Wort „Gepräge“ herausstreichen, da es einem anderen Bedeutungsbereich, dem sogenannten Quellbereich entspringt und auf einen abstrakteren Zielbereich übertragen wird.¹¹⁴ Das Konzept von einem Wahrzeichen ist per se ein abstraktes Bild. Um dieses nun zu veranschaulichen wird ein Begriff aus einem anderen Bereich verwendet. Aus welchem Quellbereich der Begriff nun entstammt kann und soll noch nicht festgelegt werden, da dies erst im zweiten Arbeitsschritt erfolgt, der erste enthält nur die Sammlung von metaphorischen Äußerungen. Erst bei mehreren vergleichbaren Äußerungen ist ein Konzept dahinter erkennbar.¹¹⁵

Häufig in diesem Artikel wird der Dom auch mit Possesivpronomina versehen. Auch diese werden einzeln herausgearbeitet. Es kann vorausgeschickt werden, dass der Quellbereich des materiellen Besitzes ein sehr häufig anzutreffendes Konzept ist. Dies als Metapher zu bezeichnen erscheint auf den ersten Blick unzulässig, doch nach Schmitts Parametern kann doch von einem Konzept gesprochen werden: kein Wiener besitzt tatsächlich den Stephansdom, doch wird damit ein Zugehörigkeitsgefühl erzeugt. Besitz/ Eigentum kann als Quellbereich identifiziert werden, während die abstrakte Bedeutung des Domes, nämlich als Identifikationsfigur, den Zielbereich bildet.

¹¹¹ Illustrierte Kronen Zeitung, 3.2.1938, S.6.

¹¹² Schmitt, Schröder, Pfaller, 2018. S. 69.

¹¹³ Hervorhebung durch TH. Im Folgenden werden die metaphorischen Elemente zum besseren Verständnis hervorgehoben. Vgl. Ebd. S. 69.

¹¹⁴ Vgl. Ebd. S. 70.

¹¹⁵ Ebd. S. 70f.

Auch Metaphern, die auf den sakralen Wert des Domes hinweisen, werden gesammelt. Er wird etwa als „Reliquie“ bezeichnet. Ungleich häufiger findet sich auch eine besondere Variante der Metapher, die Personifikation, etwa wenn von dem „guten, alten Steffel“ geschrieben wird oder der „Sorge der Verantwortlichen um St. Stephan.“¹¹⁶

Nachdem sämtliche für die Forschungsfrage relevanten Äußerungen, noch ohne Bestimmung des jeweiligen Zielbereiches, gesammelt wurden, könnten diese nun zu ersten, provisorischen Konzepten verbunden werden. Nach Schmitt müssen jetzt alle vermeintlichen Konzepte, die sich widersprechen oder nicht wieder aufgegriffen werden, verschwinden. Allerdings gibt es nach der Analyse von nur einem Artikel noch nicht ausreichend Material, um Schlüsse zu ziehen. Es ist jetzt schon unschwer zu erkennen, dass die Arbeit einer systematischen Metaphernanalyse, im Vergleich zu einer „wilden“ Metaphernanalyse, aus dem konsequenten Aufspalten und Selektieren, dem Prozess des Aussiebens durchaus vergleichbar, ein großes Arbeitspensum darstellt mit vergleichsweise sehr geringem Outcome.¹¹⁷

Da die aus diesem Artikel gewonnenen metaphorischen Äußerungen, von denen nicht alle hier angeführt wurden, noch keine haltbaren metaphorischen Konzepte aufweisen und das Ziel schließlich das Aufdecken von größeren Vorstellungskomplexen in Verbindung mit dem Stephansdom ist, muss die Gesamtheit der im Quellmaterial zu findenden Metaphernkonzepte aufgedeckt und die häufigsten Konzepte dargestellt werden.

3.4. Ergebnisse: Die Metaphernkonzepte

Nachdem alle Artikel betrachtet und nach dem vorgestellten Schema auf metaphorische Äußerungen den Zielbereich betreffend gefiltert wurden, können nun durch Häufigkeiten und Parallelen solche Konzepte herausgearbeitet werden, die auf bestimmte Denkmuster hinweisen. Wesentlich ist dabei die Ermittlung des Quellbereiches. Innerhalb eines Quellbereiches können verschiedene Äußerungen eingebettet werden. Nach der Häufigkeit werden nun die wesentlichen Quellbereiche beschrieben. Schmitt schlägt als praktische Darstellung jeweils die Überschrift „Ziel = Quelle“ vor. Aber auch einfache und komplexere Sätze werden angewandt. Kosakowski wählt nur die Quellbereiche als Überschrift, die wiederum aus diversen dem Quellbereich entspringenden Varianten bestehen. Diese Praxis erweist sich auch in diesem Fall sinnvoll. Dementsprechend werden die Quellbereiche als Überschriften angeführt, einzelne

¹¹⁶ Vgl. Illustrierte Kronen Zeitung, 3.2.1938, S.6.

¹¹⁷ Vgl. Schmitt, Schröder, Pfaller, 2018. S. 76.

Aspekte davon mit der Unterteilung in a),b),c).¹¹⁸ Jeder herausgearbeitete Quellbereich und seine Unterteilungen werden mit Textbeispielen aus dem beschriebenen Korpus untermauert, sodass eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit der praktischen Analyse gegeben ist.

3.4.1. Der Stephansdom als Person

In den meisten der Artikel wird der Stephansdom, respektive der „Steffel“ – ein Kosename, der gelegentlich für den Turm, dann wieder für die gesamte Kirche genutzt wird, als Person beschrieben. Das Bauwerk wird dadurch auf einen einzelnen Menschen reduziert und mit verschiedenen Assoziationen besetzt. Diese Assoziationen beziehen sich auf verschiedene Arten, die unter dem Überbegriff „Person“, ebenso gut könnte der Begriff „Mensch“ verwendet werden, beziehen. Folgende Unterformen haben sich dabei aufgetan:

a) Der Stephansdom als Freund/ Ehepartner

Dass der Stephansdom oft als Bekannter dargestellt wird, liegt zweifellos an seiner Popularität. Doch die emotionale Nähe, die oft suggeriert wird, geht darüber hinaus. So wird der Dom mitunter als Freund oder Familienmitglied bezeichnet. Ein erstes Indiz ist der bis heute übliche Spitzname „Steffel“, der bereits eine deutlich engere Beziehung zwischen Betrachter und Objekt vermuten lässt, als dies etwa bei der Verwendung von „St. Stephan“ der Fall wäre. Ein weiteres Indiz, dass der Dom als Freund verbildlicht wird, ist etwa, dass „alle Freunde des Doms“ gebeten werden, sich zusammenzufinden.¹¹⁹ Während es also keine Schwierigkeit darstellt, Belege zu finden, dass der Dom als Freund versinnbildlicht wird, so kann nun auch in Betracht gezogen werden, dass der Dom mitunter eine noch nähere Beziehungskonstellation darstellt.

Immer wieder wird der Dom mit Liebe assoziiert, was sich auch mit der häufigen Phrase „im Herzen von Wien“ belegen lässt, die aber noch genauer unter Punkt b) betrachtet wird. Eine Ausnahme ist hier das Herz des Dombaumeisters, das für den Stephansdom „in jugendlicher Begeisterung schlägt“.¹²⁰ Es wird auch geschrieben, dass die Wiener „ihren Steffel lieben“.¹²¹ Mitunter lässt sich argumentieren, dass der Dom auch auf eine Weise metaphorisiert wird, die dem Quellbereich „Ehepartner“ entspringt und über den Status des Geliebten hinausgeht. Dazu

¹¹⁸ Vgl. Kosakowski, 2013. S. 339. Kosakowski verwendet übrigens anstatt Quellbereich den Begriff Metaphernbereich, doch handelt es sich im dabei im Endeffekt wohl um Synonyme. Auf die Schwierigkeit der Darstellung von Ergebnissen einer Metaphernanalyse weist auch Flick hin. Vgl. Flick, 2012. S. 252.

¹¹⁹ Illustrierte Kronenzeitung 3.2.1938, S.6.

¹²⁰ Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S.6.

¹²¹ Neues Wiener Tagblatt 6.2.1938, S.7.

braucht es eine genauere Betrachtung des Materials. Es finden sich schließlich Aussagen wie „sie gehören zusammen“. Mit „sie“ sind wiederum die Wiener und der Stephansdom gemeint. Damit werden streng genommen beide Parteien als individuelle Personen in einer Liebesbeziehung charakterisiert.¹²²

Betrachtet man die Metapher des Partners, so kommt in manchen Artikeln auch der Aspekt der Treue vor, was dem Highlighting-Effekt entspricht. Im kleinen Volksblatt etwa, wird beschrieben, dass die Wiener, die gekommen waren, um zu spenden, „ihrem „Steffl“ doch noch nicht untreu geworden sind.“¹²³ Treue, beziehungsweise Treuebruch, entspringt jedenfalls dem Bereich (emotionaler) Verbundenheit, wie sie auch als Bedingung für eine funktionierende Partnerschaft angesehen wird. Von Verbundenheit ist auch des Öfteren die Rede. Die Konnotation des bekannten Hochzeitsspruches „in guten wie in schlechten Zeiten“ wird etwa dann evoziert, wenn geschrieben wird: „Der Stephansdom und die Wiener gehören zusammen, sie waren auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden durch Jahrhunderte.“ Dem wird sogar noch nachgesetzt: „Denn Wien und die Wiener sind ohne ihren alten Steffel ja gar nicht zu denken.“¹²⁴ Das Bild einer lange bestehenden Ehe wird hier artikuliert.

Insgesamt sind in den diesbezüglichen metaphorischen Äußerungen keine Präferenzen bezüglich des Geschlechts zu erkennen, was darauf hindeutet, dass hier die partnerschaftliche Verbindung im Vordergrund steht. Wie in Punkt c) noch gezeigt wird, ist es aber häufiger den Dom als männlich konnotiert zu betrachten.

b) Der Stephansdom als Körper

Häufig wird der Dom als menschlicher Körper mit menschlicher Anatomie imaginiert. Es ist nicht ungewöhnlich, dass ein derartiges Metaphernkonzept angewandt wird, schließlich dient es dazu, den komplexen *Baukörper* plastisch vorstellbar zu machen und ihn als organisch funktionierend darzustellen. Es zeigt sich gleich, dass gerade in Hinblick auf die Vergänglichkeit des Körpers, Gebrechen des Alters, ein Fokus gelegt wird. Es muss hier aber auch mitbedacht werden, dass die Körpermetaphorik für den Dom nicht originär ist. Bereits als eigener Terminus und nicht mehr als Metapher wird etwa die Bezeichnung eines Elements des Deckenbaus als Rippe bezeichnet. Die Rippe hat eine tragende und verbindende, mitunter schützende Funktion, doch ist heute wohl den wenigsten Kunsthistorikern bewusst, dass sie

¹²² Tagblatt, 16.2.1938, S.7.

¹²³ Kleines Volksblatt 13.2.1938, S.6.

¹²⁴ Vgl. Tagblatt, 16.2.1938. S. 7,8.

eigentlich eine Metapher aus dem Bereich der Anatomie ist. Demzufolge ist es nachvollziehbar, dass die Metaphorik des anatomischen Körpers fortgesetzt wird. An einer Stelle wird die Rippenmetaphorik hier aufgenommen und überspitzt, indem nicht mehr von vereinzelter Rippen im architektonischen Sinne gesprochen wird, sondern vom gesamten Kirchenschiff als menschliches „Gerippe“.¹²⁵

Als Körper ist er einem Prozess des Alterns unterworfen. Wird von der Baugeschichte des Domes und des Stephansplatzes allgemein geschrieben, so liest man öfter die Metaphorik des Wachsens, die prinzipiell auch dem botanischen Bereich entstrichen könnte.¹²⁶ Diese wertfreien Konnotationen des Wachsens sind aber eher eine Seltenheit. Häufiger wird die Idee des alten Mannes strapaziert. Damit einher gehen auch Verfallserscheinungen. Ein in besonders bildhafter Sprache ausgedrückter Artikel setzt die Metapher des Stephansdomes als kranken, alten Mann konsequent durch. Er brauche nämlich finanzielle Unterstützung, um gesund zu werden: „Und kein Geld [ist vorhanden, Ergänzung von TH] für den Baudoktor, kein Geld für die erforderlichen Kuren und Medikamente, die man haben muss, ehe es zu spät wird.“ Am Ende des Artikels appelliert der Dom sogar selbst an die Wiener Bevölkerung: „Schaut’s, ich bin krank geworden.“¹²⁷

Als Körper verfügt er über anatomische Merkmale und die Eigenschaften, Sinneseindrücke wahrzunehmen. Explizit genannte anatomische Merkmale sind zum Beispiel der „steinerne Schoß“ (siehe dazu Punkt c)) oder die häufig genannte Lokalisation des Stephansdomes „im Herzen von Wien“, oder auch „von Österreich“.¹²⁸ Der Dom lag Rudolf IV „am Herzen“¹²⁹, wenn der Kardinal vom Dom spricht, dann verwendet er „zu Herzen gehende[x] Worte“.¹³⁰ Es ist typisch, dass mit der Imagination eines Zielbereichs als Körper auch eine Hierarchisierung einhergeht. Das Herz, als Sitz der Emotion und Motor des Körpers steht deshalb wenig überraschend im Mittelpunkt der Assoziationen. Ungleich seltener ist aber, dass der „alte Steffel“ seine Hand aufhält. Im Zuge der Spendenaktion steht er nun als Bittender (siehe d)) da und öffnet nun seine Hand, um Gaben zu empfangen. Dies passt in das Bild des Stephansdomes als Körper.¹³¹ Ebenso passt bereits damals zur Floskel gewordene Umschreibung „Zahn der

¹²⁵ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

¹²⁶ Vgl. Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S. 6.

¹²⁷ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

¹²⁸ Kleines Volksblatt, 6.2.1938. S. 6.

¹²⁹ Illustrierte Kronenzeitung, 2.5.1935. S. 5.

¹³⁰ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

¹³¹ Ebd. S. 7.

Zeit“, beziehungsweise die Zeit „nagt“ an dem Dom. Hier wird also nicht der Dom selbst als menschlicher Körper charakterisiert, sondern das Konzept von Zeitlichkeit. Insofern ist die Zahn-Metapher für den Zielbereich nur bedingt von Interesse, unerwähnt sollte sie aber doch nicht bleiben.¹³²

In weiterer Hinsicht wird Dom aber auch als sehender und fühlender Mensch dargestellt. Verben, die mit Sinneseindrücken verbunden werden, sind daher häufig, zum Beispiel „sah [er] Generationen kommen und gehen“¹³³ oder er schaut „auf seine Wiener nieder“.¹³⁴ Dazu zählt auch die vermeintliche Fähigkeit zu sprechen, die bereits im vorigen Absatz gezeigt wurde.

c) Der Stephansdom als alter Mann/ Frau

Von „unserm guten, alten Steffel“ war schon einmal die Rede.¹³⁵ Die Formulierung des „alten Steffel“ kommt allerdings so häufig vor, dass es sich hierbei schon fast um ein Sprichwort handeln könnte. Mit „alt“ könnte prinzipiell auch die Bauzeit gemeint sein, womit es sich hierbei nicht um eine metaphorische Äußerung handeln würde, da ein Alter von mehreren hundert Jahren auch für ein Gebäude als „alt“ angesehen werden kann. Dass es sich hierbei aber sehr wohl um eine Metapher mit Bezug zu Personen handelt, zeigt sich daran, dass nie vom „alten Dom“ oder der „alten Kirche“ geschrieben wird, sondern viel häufiger eben der Kosenamen „Steffel“, als verniedlichende Variation von Stefan, verwendet wird. Die Formulierung des „alten Steffel“ wird konsequent über den gesamten Forschungszeitraum fortgeführt.¹³⁶ An einer Stelle wird auch ein Vergleich gezogen, der schon bei b) behandelt wurde: „...macht sich’s im Gerippe bemerkbar, bei betagten Gebäuden genau wie bei alten Menschen“.¹³⁷ Auffällig ist auch hier, dass die Metapher des Alters vermehrt in Zusammenhang mit dem Spendenaufruf eingesetzt wird. Daraus könnte man schließen, dass damit Mitgefühl geweckt werden soll.

Nicht unerwähnt sollte bleiben, dass der Stephansdom in zwei Artikeln auch als Frau charakterisiert wird. Interessanter Weise ist hier aber nicht die Funktion des Alters mitgedacht, sondern zwei gänzlich andere Aspekte: An einer Stelle wird der Stephansdom im weitesten Sinne als mütterlicher Trostspender bezeichnet: Rudolf IV, der Stifter des gotischen Turms,

¹³² Vgl. Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S.6.; Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938. S. 6.

¹³³ Illustrierte Kronenzeitung, 2.5.1935. S. 5.

¹³⁴ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

¹³⁵ Illustrierte Kronenzeitung 3.2.1938, S.6.

¹³⁶ Vgl. u.a. Illustrierte Kronenzeitung 10.4.1934, S.6.; Illustrierte Kronenzeitung 3.2.1938, S.6.; Neues Wiener Tagblatt 6.2.1938, S.7.

¹³⁷ Neues Wiener Tagblatt 6.2.1938, S.7.

ließ sich in der Kirche begraben. Dies wird unter anderem mit den Worten „im steinernen Schoß von St. Stephan“ umschrieben. Diese Metapher funktioniert nun nach dem Prinzip des Highlighting: Fürsorge, Trost, Sicherheit und der mütterliche Aspekt stehen hier im Vordergrund, andere Eigenschaften eines Schoßes, etwa der Aspekt der Geburt, werden ignoriert (Hiding).¹³⁸ Der Aspekt der Weiblichkeit wird Jahre später ein zweites Mal thematisiert, aber nun nicht mehr in der Funktion des fürsorglich Mütterlichen, sondern fast schon erotisch:

Wird die Verehrung und Liebe zu unserem Stephansdom nicht zur Tat, so wird der entzückende Reichtum seiner Zierformen, die wie *ein herrliches Spitzenkleid* seine Mauern und Pfeiler umhüllen, bald den Anblick trostloser Zerstörung bieten.¹³⁹

Der Vergleich mit einem Spitzenkleid, womit die äußere, gotische Fassade des Doms gemeint ist, stellt das gesamte Gebäude nun als weibliche Figur da, die ein wertvolles Kleid trägt. Auch hier könnte der Gedanke der Fürsorge im Vordergrund stehen. Der (männliche?) Leser soll das Gefühl bekommen, diese Frau beschützen zu müssen, was durch den drastsichen Kontrast mit „trostloser Zerstörung“ verstärkt wird. Vergleicht man nun das Wort „trostlos“ wiederum mit dem vorher identifizierten Motiv der Trost spendenden Mutter, so könnte hier eine Konsequenz identifiziert werden. Der Kern des Konzeptes könnte also lauten: Der Dom spendet Trost (steinerner Schoß) und muss deshalb bewahrt werden (sonst ist er trostlos). So reizend es auch erscheint, die Metapher mit dem Stephansdom als mütterlichen Trostspender als vollständiges Metaphernkonzept zu beschreiben, so muss relativiert werden: bis auf diese hier erwähnten Aussagen lassen sich keine vergleichbaren metaphorischen Äußerungen im Textkorpus finden. Wenn auch die Metapher augenscheinlich funktioniert, so scheint sie angesichts der deutlich häufiger vorkommenden Personifikation von St. Stephan als altem Mann zu unterliegen. In keinem Artikel finden sich beide Varianten, der Dom als alter Mann oder Frau, zusammen, da dies zu widersprüchlichen Bildern führen würde. Es scheint, ohne auf gendertheoretische Diskurse eingehen zu wollen, dass der Stephansdom bis auf wenige Ausnahmen männlich konnotiert ist, was angesichts des Namens und Kosenamens, schließlich des Patronats, schlüssig scheint.¹⁴⁰

¹³⁸ Vgl. Illustrierte Kronenzeitung 2.5.1935, S. 5.

¹³⁹ Kleines Volksblatt 6.2.1938, S.6.

¹⁴⁰ Komplexer wird die Diskussion wenn der Dom nicht als Dom, sondern als Kirche betrachtet werden würde. Die katholische Kirche allgemein wird in der Geschichte und Kunstgeschichte durchaus auch weiblich konnotiert, was bei der Allegorie der Ecclesia beginnt und bis heute häufig aufgegriffen wird, wenn vom „Schoß der Kiche“ geschrieben wird. Vgl. Bernhard Dörner: Art. Ecclesia und Synagoga

d) Der Stephansdom als Gebender/ Nehmender

Wie schon das Beispiel mit der Hand, die der Dom reicht, zeigt, wird der Dom auch des Öfteren als Person imaginiert, die den Wiener etwas geben oder nehmen kann. Dies ist natürlich als Metapher zu verstehen, handelt es sich doch nach wie vor um ein statisches Gebäude, das mit Bedeutung aufgeladen wird. In diesem konkreten Fall wird er häufiger als Bittsteller vorgestellt. Er sei wie ein „Bettler auf der Straße.“¹⁴¹ Relativierend allerdings „nimmt [er] nicht nur entgegen, er gibt auch etwas.“ Gemeint ist damit im konkreten Fall die Möglichkeit, den Steinmetzen bei der Arbeit zu besuchen, nachdem gespendet wurde, im weiteren Sinn wird er aber auch als Person beschrieben, die Menschen hilft, „Linderung oder Lösung ihres Leides“ zu finden.¹⁴²

Relativierend muss angemerkt werden, dass die Mehrzahl der vorkommenden Metapher des Gebens und Nehmens sich im Zusammenhang mit der Spendenation findet. In dem gegebenen Kontext ist es also unausweichlich, über den Austausch von Geld und anderen Mitteln zu sprechen, weshalb die Metaphorisierung hier nicht einwandfrei auf den Zielbereich passt, beziehungsweise diesen nicht mehr charakterisiert als dies bei jedem anderen Spendenaufruf passieren würde. Die hier gezeigten Beispiele passen aber in den Quellbereich der Personifikation.

e) Schlussfolgerung

Es kann hier als einwandfrei bewiesen erachtet werden, dass der Stephansdom sehr häufig als Person imaginiert wird. Dabei ist jedoch ebenso zu beobachten, dass diese Personifikation unterschiedliche Aspekte hervorhebt, andere außer Acht lässt. Ein häufiges Motiv ist, dass der Stephansdom als guter Freund oder mitunter sogar als Ehepartner charakterisiert wird, also eine emotionale Beziehung zwischen dem Lesenden und dem Objekt sprachlich manifestiert wird. Als Mensch charakterisiert wird ihm auch ein organischer Körper angedacht, wobei die Herz-Metapher vorrangig ist, dazu kommt die ihm angedachte Fähigkeit, zu sprechen und auf die Menschen zu blicken.

(Darstellungen im Mittelalter). In: Wolfgang Benz (Hrsg.): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 7 Literatur, Film, Theater und Kunst. Berlin, 2015. S. 85–87. Edgar Hasse: Rückkehr in den Schoß der Kirche. In: Welt am Sonntag. Online-Artikel. <https://www.welt.de/print-wams/article87736/Die-Rueckkehr-in-den-Schooss-der-Kirche.html> (letzter Zugriff: 14.8.2019).

¹⁴¹ Kleines Volksblatt, 6.2.1938. S. 6.

¹⁴² Neues Wiener Tagblatt 6.2.1938, S.7.

Ebenso ist die Metapher des alten Mannes geläufig, der mitunter krank ist und Hilfe braucht. Dass der Stephansdom hingegen als reizvolle Frau vorgestellt wird, kommt deutlich seltener vor und konnte sich, wie gezeigt wurde, augenscheinlich nicht durchsetzen.

3.4.2. Licht

Dass metaphorische Konzepte auch durchaus Änderungen unterworfen sein können, ist nachvollziehbar. Veränderung wird bei Lakoff und Johnson als Bewegung zwischen „als Räumen gefassten Zuständen“ begriffen.¹⁴³ Werden solche Verschiebungen analysiert, wofür die Metaphernanalyse geeignet sein kann¹⁴⁴, können Verläufe von Denkprozessen beschrieben werden. Gerade bei der Metaphorik von Licht und Dunkelheit sei dies besonders gut nachzuweisen. Schmitt zeigt dies bereits 1995.¹⁴⁵

Im Falle des Stephansdomes können einige Assoziationen mit Licht, beziehungsweise dessen Abwesenheit, gefunden werden. Doch ist bemerkenswert, dass – während dies in anderen Fällen üblich ist – Dunkelheit nicht eindeutig negativ konnotiert ist. Die oft erwähnte Dunkelheit im Inneren des Domes wird mitunter mit Attributen des Alters, der Ehrwürdigkeit und auch des Sakralen verbunden.¹⁴⁶ Eindeutig negativ ist es nur, wenn etwa im Zusammenhang zur Geschichtsschreibung davon geschrieben wird, dass Teile der Historie in „geschichtliches Dunkel“ gehüllt sind.¹⁴⁷ Es ist aber auch nicht zu vernachlässigen, dass Dunkelheit und Düsternis nicht zwangsweise als metaphorische Äußerungen zu verstehen sind. Noch heute wirkt der Dom von innen eher arm an Licht, Zeitzeugen belegen, dass dies vor der Einführung einer effizienten Beleuchtung noch stärker der Fall war.¹⁴⁸ Die Dunkelheit wird hier mit der Gotik verbunden,¹⁴⁹ mitunter wird es als weihe- und geheimnisvoll umschrieben.¹⁵⁰

Es lässt sich in diesem Zusammenhang also kein Metaphernkonzept herauslesen, das in irgendeiner Form konsequent ist oder dem Zielbereich klar zuzuschreiben ist. In einem

¹⁴³ Mark Johnson, George Lakoff: *Philosophy in the flesh: The embodied mind and its challenge to western thought*. New York, 1999. S. 176.

¹⁴⁴ Horsdal wendet dies beispielsweise 2013 im Zuge der Biografieforschung an. Vgl. Marianne Horsdal: *Leben erzählen – Leben verstehen. Dimensionen der Biografieforschung und Narrativer Interviews für die Erwachsenenbildung*. Bielefeld, 2013.

¹⁴⁵ Schmitt, 1995. S. 205-208.

¹⁴⁶ Vgl. *Illustrierte Kronenzeitung*, 2.5.1935, S. 5.; *Neues Wiener Journal*, 21.8.1936, S. 6.; *Neues Wiener Tagblatt*, 6.2.1938, S.7.

¹⁴⁷ *Tagblatt*, 16.2.1938, S.7,8.

¹⁴⁸ Vgl. *Neues Wiener Journal*, 21.8.1936. S. 6.

¹⁴⁹ Ebd. S. 6.

¹⁵⁰ *Neues Wiener Tagblatt*, 6.2.1938. S.7.

einzelnen Artikel wird die Arbeit des Steinmetzes der Kirche hingegen eindeutig mit der Lichtmetapher assoziiert. Er habe eine „wahrhaft leuchtende Tat“ vollbracht und sei „von Eifer durchglüht“ gewesen, doch handelt es sich hier vielleicht um ein Wortspiel, da besagter Steinmetz für die Installation der neuen Beleuchtung verantwortlich war.¹⁵¹ Könnte also seine Arbeit mit der Lichtmetaphorik in Verbindung gebracht werden, so gilt dies nicht für den Stephansdom. Auch wenn die Dunkelheit in seinen Hallen häufig umschrieben wird und dies nach Schmitt als metaphorische Äußerung auslegbar sei, muss in diesem Fall davon abgesehen werden, ein größeres, sinnhaftes Konzept dahinter zu vermuten. Allenfalls handelt es sich hier um ein Schema, doch ist selbst dieses nicht konsequent.¹⁵²

3.4.3. Besitz und Wert

Anders als bei der Lichtmetapher lässt sich einwandfrei nachweisen, dass der Stephansdom mindestens so häufig als Besitz vorgestellt wird wie als Person. In der absoluten Mehrheit der Artikel, die über eine nüchterne Berichterstattung hinausgehen, wird vom Stephansdom „unser Steffl“ geschrieben. Diese Beispiele sind schon bei der Metapher des Domes als Person, im Sinne eines engen Freundes aufgeschienen. Doch ließe es sich ebenso gut vertreten, die Possessivpronomina als Besitzanspruch zu interpretieren. Der metaphorische Gehalt dieser Aussagen findet sich nun darin, dass der Dom selbstverständlich im Besitz der Kirche ist, was an keiner Stelle negiert wird. Doch wird immer wieder erwähnt, dass das, wofür der Dom steht, allen Wienern gehört. Explizit ausgesprochen wird dies wiederum häufig im Zuge der Spendenaktion, wo sich etwa der Nebensatz findet, wonach der Bau „uns allen gehört.“¹⁵³ Auch dies lässt sich leicht erklären, evoziert das Gefühl des Besitzes doch auch ein Gefühl der Verantwortung dafür.

In den meisten Fällen wird der Dom als Besitz der Wiener, seltener der Österreicher oder der Allgemeinheit charakterisiert, wobei sich die Autoren der Artikel zumeist in das Kollektiv von Besitzenden einordnen, indem sie von „unserem Dom“ schreiben,¹⁵⁴ seltener werden die Leser direkt angesprochen, dass sie spenden, denn „euer Stephansdom bittet!“¹⁵⁵ Auffällig ist, dass im Zusammenhang mit dem Besitz auch meist der Wert des Domes angesprochen wird. So

¹⁵¹ Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S. 6.

¹⁵² Zum Begriff des Schemas in der Metaphernanalyse vgl. 2.5.6.

¹⁵³ Kleines Volksblatt 6.2.1938, S.6. Gerade in diesem Artikel ist die besonders häufige Verwendung von „unser“ im Bezug auf den Dom auffällig.

¹⁵⁴ Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938. S. 6. Weitere Beispiele: Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S.6.; Kleines Volksblatt, 13.2.1938. S. 6.; Tagblatt, 16.2.1938. S. 7,8.

¹⁵⁵ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

handle es sich bei ihm um „unschätzbaren Wertsbesitz Wiens“¹⁵⁶ oder zumindest um einen „kostbaren Besitz.“¹⁵⁷ Ebenso werden einzelne Teile, wie Reliefs und Grabdenkmäler als „wertvoll“ beschrieben.¹⁵⁸ Während allerdings Bewertungen wie kostbar und wertvoll noch durchaus nachvollziehbar und buchstäblich zu verstehen sind, ihr materieller Sachwert ist schließlich hoch einzuschätzen, und solche Begriffe damit nicht als metaphorische Konzepte gewertet werden können, verhält es sich mit den Besitz-Metaphern anders. Das abstrakte Konzept eines Bauwerkes, das in öffentlichem Interesse steht, aber keinen fassbaren Eigentümer hat, wird als privates Eigentum der gemeinen Bevölkerung der Stadt oder des Landes dargestellt. Es findet sich übrigens auch das Umgekehrte: der Dom würde „seine Wiener“ um Hilfe bitten. Dies ist allerdings eher die Ausnahme.¹⁵⁹

Es ist auffällig, dass kein einziges Mal erwähnt wird, dass jemand die „Kirche“ besitzen würde. Stattdessen wird entweder vom „Steffel“ oder aber vom „Dom“ geschrieben – oder eine Kombination. Würde man eine Kenntnis der lateinischen Sprache voraussetzen können, so müsste der Begriff des Domes selbst als eine Metapher angesehen werden, schließlich ist die wörtliche Übersetzung von *Domus* „Haus“. In der Regel wird die Kirche auch als das Haus Gottes umschrieben, womit es sich hier eindeutig um eine Metapher handelt. Würden also sämtliche Äußerungen über den Stephansdom als Haus verstanden werden, so gäbe es hier ein eindeutiges Metaphernkonzept. Doch aufgrund der Tatsache, dass es sich beim Begriff Dom eher um eine sogenannte „tote Metapher“ handelt, ist dies nicht zulässig. Der entsprechende Begriff des „Gotteshauses“ ist nur vereinzelt zu lesen.¹⁶⁰ Die Vorstellung vom Stephansdom als Haus oder Heimat, lässt sich aber auch explizit finden. In einer Lobrede an den Mesner schreibt Innitzer etwa, dass er „in dessen [Gottes] Haus heimisch“ sei.¹⁶¹ Implizit findet sich dieselbe Vorstellung, wenn der Quellbereich Haus im erweiterten Sinn als Heim verstanden wird, womit Assoziationen wie Schutz und Sicherheit einhergehen. So finden sich Formulierungen, dass der Dom Menschen Schutz spendet, dass Menschen in ihn flüchten, wenn sie Angst um ein „geliebtes Wesen“ hätten.¹⁶² Weiters ist der Gedanke der Heimat, der als eigenes Konzept gewertet werden könnte, auch präsent, wenn von Kriegsheimkehrern geschrieben wird, die sich vom Stephansdom angezogen fühlten und sich erst dann wirklich

¹⁵⁶ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

¹⁵⁷ Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938. S. 6.

¹⁵⁸ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

¹⁵⁹ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

¹⁶⁰ Ebd.

¹⁶¹ Illustrierte Kronenzeitung, 10.4.1934. S. 6.

¹⁶² Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

zurückgekehrt fühlten.¹⁶³ Schließlich wird er noch als „Bauwerk der Heimat“ bezeichnet, also ein der Heimat zugehöriges Bauwerk, in dem sich der Besitzgedanke widerspiegelt.¹⁶⁴

Der Quellbereich „Besitz“ lässt sich unschwer in vielen Artikeln erkennen, wobei die Motivation wie erwähnt in vielen Fällen der Wunsch ist, an ein Verantwortungsbewusstsein zu appellieren und somit Spenden zu lukrieren. Was für eine Form dieser Besitz nun hat, wird nur selten erwähnt, der Wert wird meist als unschätzbar beschrieben. Als „Haus“, also einem Sonderfall in der Kategorie „Besitz“ wird der Dom ebenso gelegentlich charakterisiert, wobei dies schwieriger zu erkennen ist, wird dies schließlich indirekt mit Konzepten von Schutz praktiziert.

3.4.4. Kampf

Metaphern des Krieges oder des Kampfes gehören zu den ersten Kategorien, die Lakoff und Johnson für ihre Methodik herangezogen haben. Dieser Quellbereich ist zu finden bei Diskussionen (den Redner angreifen), Sportveranstaltungen (*Wettkampf*), sowie bei Fragen der Gleichberechtigung (Kampf der Geschlechter) und einer Vielzahl mehr. Schon 1994 wurde festgestellt, dass sich die Kampfmetaphorik auf überaus viele und verschiedene Bereiche anwenden lässt, was Rückschlüsse auf die Denkkonzepte der Gesellschaft zulässt.¹⁶⁵

Die Frage, welche Konzepte dazu führen, beim Stephansdom Metaphern des Kampfes zu verwenden, lässt sich nur dann beantworten, wenn genauer analysiert wird, welche Elemente kämpferischer Handlungen hervorgehoben und welche verdeckt werden. Deshalb ist es wieder notwendig, hier eine Unterteilung vorzunehmen.

a) Bedrohung

Der Aspekt der Bedrohung ist der Kampfmetapher unterzuordnen. Zu diesem Aspekt zählen Signalworte, wie etwa Gefahr, Alarm, aber auch scheinbar synonym anwendbare Begriffe wie Bedrängnis. Auf den ersten Blick sind derartige Formulierungen auffällig häufig zu finden. Der Quellbereich ist in den Texten präsent und würde wohl das dominante Leitbild werden, wenn der Zielbereich sich auf die notwendigen Renovierungsarbeiten beschränken würde. Denn in

¹⁶³ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7. Für dieses Konzept gibt es allerdings, auch wenn es naheliegen würde, zu wenig Belege.

¹⁶⁴ Wiener Bilder, 28.6.1936. S. 14.

¹⁶⁵ Vgl. Francesca *Rigotti*: Die Macht und ihre Metaphern: Über die sprachlichen Bilder der Politik. Frankfurt a. Main, 1994. S. 54f.

den meisten Fällen geht es um den „drohenden Verfall“¹⁶⁶ des Domes, die „ernste Besorgnis“¹⁶⁷ der Verantwortlichen, dass der Dom nicht genug Mittel erhält. Schon der Titel eines Artikels ruft aus, dass der „‘Steffel‘ in Not“ sei.¹⁶⁸ Die Bedrohung wird also fast ausschließlich auf die vermeintliche Gefahr hin ausgelegt, dass der Dom einstürzen würde, wenn es nicht zu groß angelegten Restaurierungsarbeiten kommen würde. Auffallend oft wird daher in den Artikeln, die zu Spenden aufrufen, von großer Gefahr, Bedrängnis oder Bedrohung, häufig von allen drei Dingen auf einmal, geschrieben. Da dieses Themenfeld nur peripher das Forschungsziel tangiert, wird es vorerst von der Analyse ausgeklammert.

Nur in historischen Rückblicken lassen sich aus dieser Kategorie relevante Erwähnungen finden, wenn von der Geschichte des Doms als voll von „Zeiten der Not“ geschrieben wird.¹⁶⁹

b) Schutz

Anders verhält es sich mit der Vorstellung, Schutz zu suchen und Schutz zu bieten. Hierin wird etwa auf die historische Aufgabe des Doms verwiesen, vor Gefahr zu warnen. Aber auch der Bau an sich sei „rüstig“, was an mittelalterliche Rüstungen, also Schutzvorkehrungen denken lässt.¹⁷⁰ Dem Dom wird auch die Fähigkeit zuerkannt, die Stadt selbst in Schutz zu nehmen. Dies wird dann deutlich, wenn vom Stephansdom als „Hüter der Stadt“ geschrieben wird.¹⁷¹ Auch Vokabel aus der Festungsarchitektur können dem wehrhaften Aspekt zugeordnet werden, etwa wenn der Dom als „Bollwerk“ bezeichnet wird.¹⁷² Auch können hier die Attribute in Betracht gezogen werden, die schon zuvor dem Konzept von Besitz, genauer dem Haus-Aspekt, zugeordnet wurden. So bot der Dom Schutz und Zuflucht, beispielsweise „Menschen, die flüchteten, wenn würgende Angst [...], wenn irgend eine Seelenqual nach ihnen Griff.“¹⁷³

¹⁶⁶ Kleines Volksblatt, 13.2.1938. S. 6.

¹⁶⁷ Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938. S. 6.

¹⁶⁸ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

¹⁶⁹ Tagblatt, 16.2.1938. S. 7, 8.

¹⁷⁰ Illustrierte Kronenzeitung, 2.5.1935. S. 5.

¹⁷¹ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7. Im Grunde genommen fällt dieser Bereich zu den Personen-Metaphern, doch da es sich hier nur um eine einzelne Erwähnung handelt, erscheint es hier besser zu passen.

¹⁷² Illustrierte Kronenzeitung, 2.5.1935. S. 5.

¹⁷³ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

Somit ist der Schutzgedanke nicht nur auf tatsächliche Kampfhandlungen bezogen, sondern auch im übertragenen Sinne als Trostspender.¹⁷⁴

c) Kampfhandlung

Begriffe, die mit Kampfhandlungen assoziiert werden und damit diesem Konzept zuzuordnen sind, gibt es zahlreiche. Einerseits wird der Dom als gegen die Zeit (an)kämpfende Einheit charakterisiert, er versucht etwa den „Einwirkungen der Zeit [...] zu widerstehen“.¹⁷⁵ An anderer Stelle vermochte er es, den Jahrhunderten „zu trotzen“.¹⁷⁶ Ebenso müsse der Erhalt der Domhütte und damit der gesamten Kirche immer wieder „bestritten werden“.¹⁷⁷ An dazu passenden Eigenschaftswörtern wird auch nicht gespart, wenn Reperaturen als „ständiger, zäher, unbeugsamer Kampf gegen die Zeit“ beschrieben werden.¹⁷⁸ Es zeigt sich also, dass der Kampf, der den Stephansdom betrifft, sich meist als Widerstand gegen Veränderung oder „Verfall“ darstellt.¹⁷⁹ Dabei ist die Rolle des Domes auffällig: Nie wird er als Aggressor bezeichnet, meist ist er in der Position des Verteidigers, wofür Verben wie „widerstehen“ und „trotzen“ sprechen. Es gibt übrigens keinen Artikel, der den Dom mit Frieden wörtlich in Bezug setzt.¹⁸⁰

Besonders häufig ist auch die Formulierung, dass die Wiener den Stephansdom in Zeiten der Not „nicht im Stich lassen“ dürfen.¹⁸¹ Bei dieser Formulierung handelt es sich um eine Redewendung, in der unbewusst das Konzept des Kampfes enthalten ist. Den wenigsten, die diesen Ausdruck verwenden, wird bewusst sein, dass er ursprünglich auf mittelalterliche Turniere bezogen wurde, bei denen der zu Boden gefallene Ritter dem „Stich“, also Todesstoß des Siegers ausgeliefert war.¹⁸² Auch hier taucht die Floskel zumeist in Zusammenhang mit

¹⁷⁴ Wiederum findet sich auch der Aufruf, dem Dom selbst „zu Hilfe zu kommen“, was wiederum ausschließlich im Kontext des Spendens zu lesen ist und damit für das Forschungsinteresse unerheblich. Vgl. Wiener Kurier, 20.9.1945. S. 2.

¹⁷⁵ Tagblatt, 16.2.1938. S. 7, 8.

¹⁷⁶ Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S.6.

¹⁷⁷ Kleines Volksblatt, 6.2.1938. S. 6.

¹⁷⁸ Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S.6.

¹⁷⁹ Kleines Volksblatt, 13.2.1938. S. 6.

¹⁸⁰ Wobei Attribute, die mit Frieden assoziiert werden können, wie etwa Ruhe und Stille, durchaus zu finden sind. Vgl. Illustrierte Kronenzeitung, 2.5.1935. S. 5., Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S.6., Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7., Tagblatt, 16.2.1938. S. 7, 8.

¹⁸¹ Vgl. Kleines Volksblatt, 6.2.1938. S. 6., Kleines Volksblatt, 13.2.1938. S. 6.

¹⁸² Vgl. Peter Udem: Redensarten-Index. <https://www.redensarten-index.de/info.php> [letzter Zugriff am 14.8.2019.]

dem Spendenaufruf für die Restaurierungsarbeiten auf, häufig eingehend mit der bereits thematisierten Inbesitznahme des Domes als „ihren Steffel“.

Wenn der Quellbereich des Kampfes im Zusammenhang mit dem Stephansdom genutzt wird, wird er zumeist als einer Bedrohung ausgesetzte Entität verstanden, wobei dies meist im Bezug auf den drohenden Verfall verstanden werden muss. Als Gegner wird deshalb auch meist die Zeit personifiziert. Gleichzeitig wird dem Dom eine Schutzfunktion zugesprochen.

3.4.5. Christliche Werte

Eine Metaphernanalyse der Artikel wäre unvollständig, wenn nicht noch der dichte Bestand an sakraler Metaphorik genannt werden würde. Es überrascht natürlich wenig, dass viele Formulierungen den christlichen Glauben thematisieren und den Dom als Gebäude dahingehend überhöhen, dass es sich auch um ein sakrales Bauwerk handelt und deshalb von herausragendem öffentlichem Interesse sei. Bei genauer Analyse finden sich vor allem solche metaphorischen Äußerungen, die auf christliche Werte zurückzuführen sind, das heißt in weiterem Sinne die Denkkonzepte der Kultur verraten; Werte, nach denen zu leben sei. Diese Werte werden nun auf die Beziehung zwischen den Wienern und dem Dom übertragen. Der Quellbereich ist also das Konzept von christlicher Moralvorstellung.

Am Eindringlichsten lässt sich dies am Beispiel der Caritas, der Nächstenliebe, zeigen. Unter diese Tugend werden besonders die Aspekte Fürsorge, Pflichterfüllung, aber auch (Auf-)Opferung thematisiert. Mit allen Varianten, die um diese zentralen Begriffe anzuordnen sind, ergibt sich bald ein komplexes Bild einer Aufgabenstellung für die angesprochenen Leser. Fürsorge, die auch mit dem Begriff der Pflege verknüpft werden kann, tritt in den meisten Artikeln auf. Entweder wird beschrieben, dass der Dom Pflege braucht, mitunter „immerwährende“.¹⁸³ An anderen Stellen bereitet der Dom Sorge, verbunden mit dem Aufruf, Sorge zu tragen, beziehungsweise den Dom zu „betreuen“.¹⁸⁴ Es bleibt aber nicht bei der Erinnerung an die Notwendigkeit von Sorge. Tatsächlich ist der Aufruf zur Pflichterfüllung in diesem Zusammenhang sehr präsent, ebenso wie der Gedanke von Schuld. Beide Konzepte sind für sich genommen vollkommen abstrakt. Es wirkt dennoch so, als würde mit den vagen Vorstellungen von Schuld und Pflicht die Begründung erfolgen, warum es eine Notwendigkeit darstellt, den Stephansdom zu „pflegen.“ Dieses Konstrukt lässt sich mit einem Beispiel veranschaulichen. Der Artikel „Eine Ehrenschild am ‚alten Steffel‘“ vereint all diese Konzepte.

¹⁸³ Vgl. Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938. S. 6., Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

¹⁸⁴ Illustrierte Kronenzeitung, 2.5.1935. S. 5.

Zunächst wird dem Leser vor Augen geführt, dass es „beschämend“ sei, den Stephansdom ohne die nötigen finanziellen Mittel verfallen zu lassen. Es wird hier ein Schuldbewusstsein, allen Wienern dem Dom gegenüber, evoziert. Wie schon im Titel festgehalten, handelt es sich um eine „Ehrenschild“, die dem Dom gegenüber bestünde. Mit Schuld lässt sich auch das Konzept von Verfehlung oder Sünde assoziieren. Anstatt dem Konzept von Fürsorge wird hier die „Verehrung“ als Motivation benannt, warum an den Dom gespendet werden müsse.¹⁸⁵ Zu den Konzepten von Schuld und Fürsorge, kommt auch die Idee, dass es sich um eine Form der Pflichterfüllung handle. Die Vorstellung von der Pflicht an der Kirche im Allgemeinen besteht schon wesentlich länger und bis heute, etwa wenn alltäglich der Begriff „Gottesdienst“ verwendet wird. In diesem Sinne gilt es also, eine Pflicht zu erfüllen.¹⁸⁶

Zuletzt sei noch der Aspekt des Opfers in Zusammenhang mit den christlichen Wertvorstellungen gebracht. Es braucht hier keinen Diskurs über die Bedeutung des Opfers im christlichen Glauben, da dieses Verständnis als gegeben angesehen werden kann. In variantenreicher Form wird der Gedanke forciert. So seien manche Arbeiter am Stephansdom „mit ihrer ganzen Seele ergeben“, opfern diese also quasi, so wie auch das ganze Leben für den Dom gegeben werden kann.¹⁸⁷ Auffällig oft wird im Zusammenhang mit der Spendenaktion nun vom „Opfergang“ oder auch von „Opferschillingen“ gesprochen.¹⁸⁸ Die Wertvorstellung des Opfern ist also in diesem Falle sehr präsent und geht meistens mit einer Gemahnung an Fürsorge und Pflichterfüllung einher.¹⁸⁹

Es ist aber anzumerken, dass in keinem Artikel von einer Pflichterfüllung an Gott oder einem höheren Zweck geschrieben wird. Vielmehr wird die Schuld an dem „alten Steffel“ thematisiert. Dies lässt sich also mit der schon am Anfang der Analyse konstatierten Personifikation der

¹⁸⁵ Das Konzept von Ehre wird ebenso mehrere Male erwähnt, bei genauerer Betrachtung ist aber der Aspekt der „Verehrung“ dominierend, womit wieder der Kontext eines Gottesdienstes gegeben wird. Vgl. Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S.6.

¹⁸⁶ Der Begriff „erfüllen“ entspricht übrigens einem metaphorischen Schema des Behältnisses, wobei mittels einfacher Vorstellungen komplexere Inhalte transportiert werden. Dabei ist dies noch keine Metapher an sich, aber eine Vorform. Vgl. Mark Johnson: *The body in the mind. The bodily basis of meaning, imagination, and reason.* Chicago, 1987. S. 2f.

¹⁸⁷ Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S.6.

¹⁸⁸ Vgl. Kleines Volksblatt, 6.2.1938. S. 6., Kleines Volksblatt, 13.2.1938. S. 6., Illustrierte Kronenzeitung, 15.2.1938. S. 3.

¹⁸⁹ Dass das Konzept der Pflichterfüllung in der Regel mit dem Christentum in Verbindung gebracht wird, besonders in der Kombination mit dem Opfergedanken, lässt sich häufig in der Literatur finden, etwa in Henrik Ibsen's *Baumeister Solness*. Vgl. Thomas Hinterhofer: *Von Trollen und Teufeln. Baumeister Solness zwischen norwegischer Folklore und christlichen Motiven.* Masterarbeit (ungedr.), Wien, 2016. S.71f.

Kirche als engem Bekannten oder Freund (oder gar Partner) in Verbindung bringen, mitunter ebenso als Fürsorge für mittellose Senioren oder auch Bettler. Es ist also wichtig hervorzuheben, dass das Spenden an den Dom nicht als Opfer für eine göttliche Macht dargestellt wird, sondern sich tatsächlich nur auf diese bestimmte Kirche bezieht. Ein höherer Zweck wird zugunsten einer Beziehung auf persönlicher, informeller Ebene vernachlässigt.

Abgesehen von den eben genannten Wertvorstellungen finden sich freilich auch Äußerungen, die noch deutlicher auf den katholischen Aspekt des Stephansdomes eingehen. Im Hinblick auf seine Architektur wird er als „Reliquie gotischer Baukunst“¹⁹⁰, „Hohelied der Architektur“¹⁹¹ oder „künstlerisches Gebet der Stadt“¹⁹² bezeichnet. Auch zahlreiche Eigenschaftswörter wie „weihevoll“¹⁹³ sind dem sakralen Kontext zuzuordnen. Insofern kann klar festgestellt werden, dass das sakrale Moment des Stephansdomes keineswegs außer Acht gelassen wird, dass der religiöse Aspekt viel eher ein Kernaspekt der Berichterstattung über dieses Gebäude ist. Dies ist zweifellos nicht überraschend, lässt sich aber doch daraus lesen, dass der Dom als Sinnbild für den Erhalt christlicher Werte verstanden wird und diese damit thematisiert und unterstrichen werden.

Wenn das Ziel nun ist, eine politische Funktion dieses Domes zu konstatieren, so muss seine Funktion als Verbildlichung des christlichen Weltbildes und der Vormachtstellung des katholischen Glaubens ernst genommen werden.

3.4.6. Raum

Zum Abschluss dieses Kapitels wird nun noch ein Aspekt erwähnt, der im strengen Sinn kein metaphorisches Konzept in sich trägt, aber eine Vorform dazu. Selbst die Begründer dieser Form der Metaphernanalyse, die bereits häufig zitierten Lakoff und Johnson, sind in den Jahrzehnten ihres Wirkens nicht konsequent damit umgegangen, stellen aber schließlich fest – und auf dieses Konzept wird hier Rücksicht genommen –, dass es nicht nur metaphorische Konzepte gibt, sondern auch viel simplere, urtümlichere Formen, die sich nach einfachsten Ordnungskonzepten richten. Neben anderen Bezeichnungen hat sich nach einigen Jahren nun der Begriff des metaphorischen Schemas (kinaesthetic image schemas) durchgesetzt.¹⁹⁴ Sie

¹⁹⁰ Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938. S. 6.

¹⁹¹ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

¹⁹² Ebd. S. 7.

¹⁹³ Ebd. S. 7.

¹⁹⁴ Johnson, 1987. S. 2.

zählen hierzu „alle sprachlichen Hinweise, die auf eine räumliche Strukturierung von Kognitionen und Emotionen schließen lassen.“¹⁹⁵

Beispiele für Schemata sind etwa solche, die sich auf einfache Konzepte von Raum und die Ordnung der Dinge darin beschränken. Oft geht dies mit einer Hierarchisierung einher. Es ist in vielen Beispielen der Alltagssprache zu beobachten, dass positive Emotionen und Eindrücke mit „oben“ assoziiert werden, während das Gegenteil, also negative Eindrücke, „unten“ eingeordnet werden. Einfache Beispiele finden sich etwa im Berufsleben („die Karriereleiter hochklettern“), in der Partnerschaft („Auf Wolke Sieben schweben“, „unterwürfig sein“) oder bei Drogenkonsum („High sein“, „abstürzen“). Die Anzahl an Beispielen in allen Bereichen des menschlichen Daseins ließe sich beliebig fortsetzen und ist meist mit einer genauen Beachtung der Adjektive „hoch“ und „tief“ erkennbar. Dennoch reichen diese Auffälligkeiten noch nicht, um von einem größeren metaphorischen Komplex zu sprechen, wie das bisher getan wurde. In diesem Sinne sind dies also Vorformen von Metaphern, Schemata, die oft in Kombination mit anderen Konzepten einher gehen.

Ganz allgemein lässt sich diese Ordnung des Raumes mühelos im Zusammenhang mit Kirchenarchitektur und dem Wesen der Kirche auffinden. In einer Kirche ist der *Hochaltar* der bedeutendste, wichtige Funktionen sind *Hochämter* und ein Kardinal wird mit *Hochwürden* angesprochen. Der Begriff Hochzeit, wenn auch anders ausgesprochen, kommt von Zeiten „hoher Feiertage“.¹⁹⁶ Andererseits wird man bei einer Beerdigung, einer Trauerzeremonie, „unter die Erde“ gebracht, betrachtet – wenn dies auch ein volkstümlicher Ausdruck ist – die „Radieschen von unten“.

Die Architektur der Gotik ist bekannt dafür, dass sie nach oben strebt, auch hier findet sich die wesentliche Unterteilung in oben = Himmel = gut und unten = Hölle = schlecht. Wenn beim Stephansdom also die „hochstrebenden Linien der gotischen Fassade“¹⁹⁷ gelobt werden, die Wiener zu ihm hinaufblicken¹⁹⁸ und der Dom seinerseits „auf seine Wiener nieder[schaut]“¹⁹⁹, so ist dem Konzept von räumlicher Ordnung in der zu erwartenden Weise entsprochen. Weitere Beispiele sind etwa die Erschütterung, die tief empfunden wird²⁰⁰ oder niederdrückende

¹⁹⁵ Schmitt, Schröder, Pfaller, 2018. S. 16.

¹⁹⁶ Gerhard Köbler: Deutsches Etymologisches Rechtswörterbuch. Tübingen, 1995. S. 191. Siehe auch: Wolfgang Pfeifer: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Berlin, 2003. S. 548.

¹⁹⁷ Tagblatt, 16.2.1938. S. 7, 8.

¹⁹⁸ Vgl Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7., Kleines Volksblatt, 6.2.1938. S. 6.

¹⁹⁹ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

²⁰⁰ Illustrierte Kronenzeitung, 2.5.1935. S. 5.

Sorgen, die man um den Dom, dieses „Hohelied der Architektur“ hat.²⁰¹ Auch wenn vom Bau des Domes geschrieben wird, so bemerkt man, dass der Bau „in die Höhe“ wuchs.²⁰² Dutzende weitere Beispiele könnten sich aus dem vorhandenen Material herausarbeiten lassen, die alle in ähnlicher Weise eine Hierarchisierung vornehmen. Alles höher gelegene lädt zu Andacht und Bewunderung ein, während das tiefer liegende immer ein Grund zur Sorge ist. Beim Stephansdom gilt es schließlich, den „Niedergang“ aufzuhalten.²⁰³ Wiederum bei den Spendenaufrufen wird sehr oft die Formulierung strapaziert, man dürfe den Stephansdom nicht „fallen lassen“ und nicht dem „Verfall“ preisgeben,²⁰⁴ schließlich will man weiter den „Anspruch erheben“, eine „kuntsinnige Stadt“ zu sein.²⁰⁵ Es zeigt sich sehr bald, dass bei Ordnungen von Höhe und Tiefe keineswegs nur von der buchstäblichen, räumlichen Anordnung ausgegangen werden kann. Auch Denkmuster und kulturelle Wertvorstellungen, die die Höhe deutlich positiv konnotieren und die Tiefe, etwa das Stürzen in selbige, müssen in Betracht gezogen werden die, wie sich nun rasch gezeigt hat, auch in Bezug auf den Stephansdom zutreffen.

Es wäre reizvoll, die nicht zuordenbaren Äußerungen nun in weitere Schemata zu gruppieren. Ein Beispiel wäre das Gegensatzpaar Ruhe und Lärm. So finden sich in den Artikeln positive Belege für Stille, wie etwa die „ewige Ruhe“²⁰⁶, das Sehnen nach Ruhe²⁰⁷ oder sogar die „stille Feierlichkeit“, was im Übrigen einem Paradoxon gleichkommt.²⁰⁸ Doch zeigt sich bald eine Inkonsistenz in diesem Schema, denn der Dom und die Dombauhütte seien von „Stilllegung bedroht“.²⁰⁹ Stille wird immer auch mit dem Mangel an Leben, sowie dem Stillstand in Verbindung gebracht, während Stille auch einem meditativen Zustand förderlich ist und mit Frieden in Verbindung gebracht werden kann. In diesem Sinne ist die positive oder negative Konnotation von Stille kontextabhängig und bietet somit keine für die Arbeit oder darüber hinaus gehenden eindeutigen Ergebnisse, die auf dahinter liegende Denkmuster schließen ließen. Anders ist es bei der schon benannten Hierarchisierung von Höhe und Tiefe, die konsequent durchgeführt wird.

²⁰¹ Vgl. Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

²⁰² Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S. 6.

²⁰³ Tagblatt, 16.2.1938. S. 7, 8.

²⁰⁴ Vgl. Etwa Ebd.

²⁰⁵ Kleines Volksblatt, 6.2.1938. S. 6.

²⁰⁶ Illustrierte Kronenzeitung, 2.5.1935. S. 5.

²⁰⁷ Vgl. Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S.6.

²⁰⁸ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

²⁰⁹ Tagblatt, 16.2.1938. S. 7, 8.

3.5. Zusammenfassung der ersten Metaphernanalyse

In dieser ersten Untersuchung einer Serie von ausgewählten Zeitungsartikeln im Zeitraum 1934 bis 1938 haben sich diverse Metaphernkonzepte herausarbeiten lassen, von denen einige deutlich präsenter sind und so gesehen als wichtiger eingestuft werden müssen. Zunächst ist festzustellen, dass es keinen Artikel gibt – auch das Fehlen von Hinweisen kann als Hinweis gedeutet werden –, der sich gegen die vorrangige Position des Stephansdomes in dieser Zeit ausspricht. Im Gegenteil, das Wort „Wahrzeichen“ wird überaus häufig verwendet. Wahrzeichen muss zwar nicht als eigenes metaphorisches Konzept gewertet werden, es ist aber dennoch auffällig, wie oft von diesem Wort Gebrauch gemacht wird. Interessanterweise wird der Begriff „Nationalsymbol“ hingegen überhaupt nicht verwendet in dieser Zeit, eine Auffälligkeit, die sich im Hinblick auf die zweite Analyse noch auswirken wird. Es konnte sich auch einwandfrei ausmachen, dass der Dom zu diesem Zeitpunkt vorrangig das Wahrzeichen für die Wiener ist. Unter anderem hat auch die Besitzmetapher immer wieder den Dom als Eigentum der Wiener bezeichnet, während Bezeichnungen als Dom für das ganze Land zwar vorkommen, aber in deutlich geringerem Ausmaße. Vereinzelt wird der Dom auch als Stellvertreter für das (christliche) Abendland bezeichnet, doch ist dies in einem derart geringem Ausmaß, dass hier nicht von einem dahinter liegenden Denkkonzept ausgegangen werden kann, sondern von einer Hyperbel.

Die konkreten Ergebnisse der Metaphernanalyse haben gezeigt, dass vor allem die Personifikation des Stephansdomes angewandt wird. Eine genauere Betrachtung ließ es zu, dieses Konzept in Subkategorien aufzuteilen. Der Dom wird insgesamt fast ausschließlich männlich konnotiert und zudem als alte Person, wohingegen die Charakterisierung als Frau die Ausnahme bildet. Mit der frequenten Bezeichnung „unser guter, alter Steffel“ und Varianten davon wird deutlich, dass der Dom auf eine persönliche Ebene, wie ein Freund, Verwandter oder sogar Partner – dann immer in Bezug zu Liebe und Treue – gestellt wird.

Ebenfalls dominant ist die Verbindung des Domes mit Begriffen aus dem Bereich von Kampf und Bedrohung. Während er zwar gelegentlich mit Schutz spendend assoziiert wird, so ist es doch vorrangig die Bedrohung, der der Dom ausgesetzt ist. Würde nur die Quantität der Aussagen ausschlaggebend sein, so wäre die Kampfmetaphorik wahrscheinlich die vorrangige, doch muss hier stark relativiert werden: Die Kampfmetaphorik kommt hauptsächlich dann zum Einsatz, wenn es um die Spendenaktion für den Dom geht, er solle ja nicht „im Stich gelassen“ werden. Hieraus lässt sich aber kein allgemein gültiges Metaphernkonzept für die Bedeutung des Domes insgesamt ableiten. Während Metaphern des Besitzes oder Personifikationen also

durchgängig zu beobachten sind und damit ein kontinuierliches Konzept bilden, ist dies bei der Schutzmetaphorik nur bedingt zulässig.

Im Zusammenhang mit der Position des Christentums und der Funktion der Kirche als Bischofssitz ist auch stimmig, dass der Stephansdom mit christlichen Werten in Zusammenhang gebracht wird, wobei bei genauerer Betrachtung vor allem Werte wie Nächstenliebe, Fürsorge, aber auch Aufopferung mit dem Dom verbunden werden, beziehungsweise werden diese Tugenden von den Wienern verlangt im Hinblick auf die Pflege, ebenfalls ein häufig in dem Kontext auftretender Begriff, des Domes.

Noch wenig präsent und nicht unbedingt als eigenes Konzept auszumachen ist die Vorstellung, dass der Stephansdom mit Heimat gleichzusetzen ist. Zwar wird dies vereinzelt vorgenommen, doch meist implizit und nicht eindeutig zuordenbar. So ist beispielsweise die Schutzmetapher oft die schlüssigere. Doch tritt der Gedanke, wobei hier die Systematik der Metaphernanalyse nicht ausreicht, um die These zu stützen, dass der Stephansdom mit Heimat assoziiert wird, gelegentlich deutlich hervor.

Werden nun die einzelnen nachgewiesenen Metaphernkonzepte miteinander verbunden, so stellt sich heraus, dass der Stephansdom unmissverständlich als untrennbar mit der Stadt verbunden darstellt. Er liegt im Herzen der Stadt, die Wiener blicken zu ihm empor und bezeichnen ihn als Eigentum der gesamten Stadtbevölkerung. Noch ist er nicht als Metapher für Österreich feststellbar, dennoch symbolisiert er christliche Werte und auch kulturelle Errungenschaften²¹⁰, die Beziehung zwischen Dom und der Wiener Bevölkerung ist klar als eng und emotional zu bewerten.

Nachdem dies nun festgestellt ist, wobei insgesamt keine überraschenden Ergebnisse, nur klarere Ausdifferenzierungen ausgemacht werden konnten, kann der zweite Teil der systematischen Analyse nun stattfinden, an dessen Ende der abschließende Vergleich zwischen den metaphorischen Konzepten vor und unmittelbar nach dem Krieg im Bezug auf die Metaphorik des Stephansdomes vollzogen wird.

²¹⁰ Dieser Aspekt wurde bisher nicht thematisiert, da er auch nicht unmittelbar mit dem Forschungsinteresse einher geht. Vgl. Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938. S. 6.

4. Metaphernanalyse unmittelbar nach der Zerstörung des Domes

Wie bereits in der Einleitung beschrieben wird der Zeitraum der nationalsozialistischen Besetzung nicht berücksichtigt, da der Schwerpunkt auf dem Vergleich der beiden Zeiträume vor und nach dem Weltkrieg liegt. Da diese Zeitspanne eine Zeit großer Umwälzungen für Österreich und die Presselandschaft im Besonderen ist, muss eine genaue Betrachtung der neu entstehenden Zeitungen im Zusammenhang mit ihren Urhebern vollzogen werden.

4.1. Neue Zeitungen entstehen

Der Stephansdom ist ausgebrannt, die Verwaltung der Stadt quasi zusammen gebrochen. Die Besetzung Wiens durch die Sowjetunion wird als Befreiung inszeniert, als notwendige und friedensstiftende Übergangslösung. Es ist selbstverständlich davon auszugehen, dass die Bevölkerung Wiens mit großer Skepsis auf die neuen Soldaten, die schließlich auch eine fremde Sprache sprachen, reagierten. Um dieser Skepsis entgegen zu wirken, ein positives Bild der Sowjetunion zu schaffen, sowie eine Form der Kommunikation zu etablieren, die die Bevölkerung mit dem Nötigsten an Wissen versorgen und zur Kooperation ermutigen sollte, wurde die „Österreichische Zeitung“²¹¹ eingeführt. Dieser Gründung vorangegangen waren bereits Flugblätter, die „An die Bevölkerung Österreichs“ adressiert waren und schon am 4. April hinter deutschen Linien verbreitet wurden.²¹²

Als ein großes Problem erwies sich die geringe Verfügbarkeit von Papier, das zum Bedrucken genutzt werden konnte. Die Rote Armee musste auf Druckerpressen in Szombathely zurückgreifen, die schon seit längerer Zeit unter sowjetischer Kontrolle waren. Erst später war es möglich, auf Druckereien in Wien zurück zu greifen. Der anhaltende Papiermangel sollte aber, wie noch gezeigt wird, beständiges Problem der ersten Monate bleiben. Die einige Tage vor Wien besetzte Stadt Baden diente als Verlagsort, der später nach Wien verlegt wurde.²¹³

²¹¹ Der Untertitel war bis zur Ausgabe 52 „Frontzeitung für die Bevölkerung Österreichs“, ab Ausgabe 53 „Zeitung der Roten Armee für die Bevölkerung Österreichs“. Es ist bemerkenswert, dass nach drei Monaten der Begriff der „Front“ entfernt wurde. Vgl. Rudolf Tschögl: Tagespresse, Parteien und alliierte Besatzung. Grundzüge der Presseentwicklung in der unmittelbaren Nachkriegszeit 1945 – 1947. Diss. (ungedr.), Wien, 1979. S. 55.

²¹² Aichinger, 1977. S. 112.

²¹³ Ebd. S. 71.

Die rasche Einführung einer neuen Zeitung ist bemerkenswert, erschien aber wohl als eine der vordringlichsten Aufgaben der Besatzung. Die erste Ausgabe ist eine direkte Ansprache „An die Bevölkerung Österreichs“, wobei zu bedenken ist, dass die Reichweite der Zeitung über Wien, das südöstliche Niederösterreich und das Burgenland keinesfalls hinausgehen konnte.²¹⁴ In dieser Adresse wird mehrfach die wohl größte Angst der Bevölkerung thematisiert: „Die Sowjetregierung hat nicht das Ziel, sich irgend einen Teil des österreichischen Territoriums anzueignen.“²¹⁵ Die Moskauer Deklaration wird zwei Mal genannt, einmal wird direkt aus ihr zitiert: „Die Regierungen Grossbritanniens, der Sowjetunion und der USA geben ihrem Wunsch Ausdruck, ein freies und unabhängiges Österreich wiederhergestellt zu sehen.“²¹⁶ Dieses Zitat steht unter dem einzigen Bild, das in dieser Erstaussgabe gedruckt ist. Es handelt sich dabei um den Stephansdom. Einwandfrei zu identifizieren ist der Südturm, auf dessen Spitze eine rot-weiß-rote Fahne weht. Das Dach weist bei genauer Betrachtung auch die für den Stephansdom bekannten Muster auf. Der Dom ist vollkommen intakt und der Schriftzug schreibt in schwungvoller Handschrift neben dem Turm „Wieder frei!“²¹⁷

Verantwortlich für den Text zeichnet sich im Übrigen der Befehlshaber der Truppen der 3. Ukrainischen Front, die als erstes Wien erreichten, Marschall Tolbuchin.²¹⁸ Es gibt aber keinen Hinweis darauf, dass er auch der Verfasser des Textes ist, mehr noch, es gibt keinen Hinweis darauf, dass er der deutschen Sprache überhaupt mächtig war. Der Autor ist in diesem Fall, wie bei den meisten hier behandelten Artikel, nicht bekannt, es spricht aber vieles dafür, einen erfahrenen österreichischen Journalisten, der der Sowjetunion nahe stand, anzunehmen.

Trotz der hier beschriebenen und bemerkenswerten Publikation muss dessen Tragweite doch relativiert werden. Die „Österreichische Zeitung“ konnte zu Beginn aufgrund der großen Materialknappheit nur eine Auflage von etwa 30.000 Stück erzielen und selbst diese Zahl nur

²¹⁴ Vgl. Manfred *Rauchensteiner*: Stalinplatz 4, Österreich unter alliierter Besatzung. Wien, 2005. S. 45.

²¹⁵ Österreichische Zeitung, 15.4.1945

²¹⁶ Frankreich fehlt in diesem Zitat, da es 1943, zum Zeitpunkt der Verfassung der Moskauer Deklaration, noch nicht in der Lage war, an eine Beteiligung der Befreiung Österreichs zu denken.

²¹⁷ Österreichische Zeitung, 15.4.1945. Die Analyse dieses Bildes entspräche der politischen Ikonographie. Die These, die einer längeren Begründung bedürfe, lautet: Der Stephansdom wird als Symbol des Staates Österreich und dessen Wiederaufbau genutzt. Diese These ist aber mit der hier stattfindenden Metapheranalyse, die sich einzig auf das geschriebene und gesprochene Wort konzentriert, nicht belegbar. Vgl. *Eberhardt*, 2014. S. 112.

²¹⁸ Ebd. S.112.

unregelmäßig halten.²¹⁹ Auch sank das Interesse an der Zeitung in dem Moment ab, als andere Zeitungen, vor allem „Neues Österreich“ auf den Markt drangen. Die „Österreichische Zeitung“, die erst zum offiziellen Inkrafttreten des Staatsvertrages eingestellt wurde, konnte das Leserbedürfnis anscheinend nicht befriedigen, sie war nach kurzer Zeit „relativ bedeutungslos“. Peter Muzik meint dazu polemisch: „Solange es nichts anderes gab, wurde sie freudig gelesen.“²²⁰ Dennoch ist zu vermerken, dass es sich bei dieser Zeitung um die erste verfügbare nach dem Zweiten Weltkrieg handelt.

In vieler Hinsicht anders als mit der „österreichische[n] Zeitung“ verhält es sich mit der zweiten Zeitung Wiens, die ab dem 23. April 1945 erschien. Innerhalb kurzer Zeit brachte sie auf eine Auflage von überraschenden 400.000 Exemplaren gegen Ende des Jahres.²²¹ Waren es zu Anfang noch 50.000 konnte sich die Zeitung bald steigern, was wohl auch der enormen Nachfrage geschuldet ist, da sich das „Neue Österreich“ bereits schnell größerer Beliebtheit erfreute als die sowjetische Konkurrenz. Damit einher geht auch das „von Anfang an sehr groß[e]“ Inseratenaufkommen, da die Zeitung quasi Monopolstellung hatte. Durch diese finanziellen Ressourcen konnte anscheinend auch der Papiermangel einigermaßen bewältigt werden. Nicht außer Acht zu lassen ist auch die geringe Seitenanzahl der einzelnen Ausgaben, die in den ersten Wochen nie mehr als vier Seiten ausgemacht hat.²²²

Es gab wohl auch schon zu Beginn kurzfristig lokale Zeitungen, die sich nach einer anfänglich sehr lockeren Handhabe seitens der Sowjetunion innerhalb weniger Tage entwickelt hatten, mit einer Reichweite, die kaum über die Grenzen eines Stadtbezirkes hinausgehen konnten. Doch diese wurden, als die Sowjetunion den Überblick verloren hatte, sogleich verboten. Das „generelle Zeitungsherausgabeverbot“ wurde erlassen, womit die Medien nun wieder ganz in den Händen der Besatzer waren.²²³

Das Besondere nun an dieser Zeitung, abgesehen von ihrem durchschlagenden Erfolg, ist die Zusammensetzung der Redaktion: Alle drei erlaubten Parteien dieser Zeit, namentlich ÖVP SPÖ und KPÖ, taten sich zusammen, um eine überparteiliche Zeitung zu gründen. Dieses

²¹⁹ Vgl. Peter Muzik: Journalismus aus dem Nichts? Wie es zur Zeitungsvielfalt nach 1945 kam. In: Liebseth Waechter-Bohm (Hrsg.): Wien 1945 davor/danach. Wien, 1985. S. 206-214. S. 208.

²²⁰ Ebd. S. 210.

²²¹ Die Zahlen wirken tatsächlich sehr hoch gegriffen, dennoch wird sie in der gesamten Literatur so beziffert. Als durchaus glaubwürdige Quelle wird jeweils Paul Deutsch zitiert. Er hat bereits 1949 einen wirtschaftlichen Rückblick auf die Medienlandschaft Österreichs seit 1945 unternommen. Vgl. Paul Deutsch: 3 Jahre p.d.. Wien, 1949. S. 10.

²²² Sonnleithner, 2007. S. 59f.

²²³ Vgl. Tschögl, 1979. S. 54.

Unternehmen war selbstverständlich erst von der Sowjetunion zu genehmigen, doch erwies sich dieser Schritt als sehr einfach, nicht zuletzt wohl auch, weil mit Ernst Fischer ein Parteimitglied der KPÖ Chefredakteur und Mitherausgeber der Zeitung war.²²⁴ Dass der gesamte Gründungsprozess ein hochoffizieller Akt war zeigt sich auch daran, dass die Gründungsversammlung im Wiener Rathaus am 18.4.1945 stattfand.²²⁵ Die Herausgeberschaft, abgesehen von den Vertretern der Parteien, bestand aus durchaus bedeutenden Namen, etwa Dr. Leopold Arzt, der wohl engere Beziehungen mit O5, der Widerstandsgruppe, hatte, der Stadtpfarrer von St. Stephan, Jakob Fried und nicht zuletzt der damals schon populäre Schauspieler Paul Hörbiger, der für den Kulturteil verantwortlich zeichnete.²²⁶

Bis zum Erscheinen der „Wiener Zeitung“ am 21.9.1945 blieb die Zeitung „Neues Österreich“ das amtliche Verlautbarungsorgan und gleichzeitig die führende Zeitung in Ostösterreich. Die Zeitung stellt insofern ein Unikum in der Pressegeschichte dar, als dass sie tatsächlich von den drei Parteien geführt wurde, was auch immer wieder zu Problemen führte, wie Ernst Fischer später in seinen Erinnerungen darlegt.²²⁷

Die Funktion war nun der prekären Lage angemessen: einerseits sollten wichtige Ereignisse kund getan werden, andererseits sollte auch Hoffnung auf die baldige Rückkehr zu normalen Verhältnissen geschaffen werden. Jakob Sonnleithner nennt drei wesentliche Elemente, die die Zeitung vermitteln wollte: Die Lebensfähigkeit des Landes, die immer wieder betont wurde im Zusammenhang mit dem Aufbau eines starken wir-Gefühls. Weiters die Vertretung der Opferthese, ohne dabei die Mittäterschaft zu leugnen. Einher damit geht auch der Widerstand und die offensichtliche Distanzierung vom Nationalsozialismus. Zuletzt wird auch der Neutralitätsgedanke propagiert, doch ist dieses Element für die hier behandelten Ausgaben von keiner Bedeutung, da der Gedanke erst Anfang der fünfziger Jahre auftaucht.²²⁸

Die Erstausgabe wurde am 23.4.1945 ausgeliefert. Das „Organ der demokratischen Einigung“, wie es im Untertitel heißt, richtet sich auf der Titelseite sogleich an die „Österreicher“. Die Zeitung bezeichnet sich als „Sprachrohr demokratischer Wahrheit“ und auch als die „erste[n] im befreiten Österreich erscheinende Tageszeitung“, was bekanntermaßen nicht stimmt. Die

²²⁴ Muzik, 1985. S. 209.

²²⁵ Tschögl, 1979. S. 57.

²²⁶ Aichinger, 1977. S. 167.

²²⁷ Vgl. Ernst Fischer: Ende einer Illusion. Wien, 1973. S. 94. Die Quelle ist ihrer Art gemäß kritisch auf den Wahrheitsgehalt zu prüfen, schließlich handelt es sich um einen subjektiven Rückblick, wobei Fischer wohl aus tatsächlichen Briefen zitiert.

²²⁸ Vgl. Sonnleithner, 2007. S. 123-129.

Titelseite verweist auch auf die Zusammenarbeit der Parteien in der provisorischen Stadtverwaltung und auch in der Redaktion dieser Zeitung. Es erfolgt schließlich, und noch mehrmals, der Appell zum Wiederaufbau, wobei der Name „Österreich“ und „Österreicher“ nicht nur im Titel der Zeitung, sondern bei jeder Gelegenheit verwendet wird.²²⁹

Neben diesen beiden Zeitungen, die aufgrund ihrer kurzfristigen Monopolstellung bedeutend sind, haben sich recht schnell zahlreiche weitere Zeitungen etabliert, darunter der „Wiener Kurier“ oder das „kleine Volksblatt.“ Jede der alliierten Streitmächte hat bald darauf eine eigene Zeitung publiziert, nach und nach treten weitere Zeitungen auf, von denen manche kurzlebig sind, andere für mehrere Jahre und Jahrzehnte auf dem Markt sind. Jede dieser Zeitungen im Einzelnen zu betrachten, würde den Rahmen der Arbeit bei Weitem sprengen. Es wird sich nun aber zeigen, dass die Zeitungen, die im Folgenden als Beispiele herangezogen werden, sämtlich ähnliche Sprachbilder im Bezug auf den Stephansdom verwenden.

4.2. Vorbereitung für die Metaphernanalyse

Die schwierige Situation des Pressewesens zeigt, dass es nicht möglich war, Meinungen zu publizieren, die den Besatzungsmächten widersprochen hätten. Vor diesem Hintergrund ist die Metaphernanalyse auch eine Analyse des Stimmungsbildes sowohl der Besatzer, als auch der Österreicher, die sich nach den letzten sieben Jahren wieder eine eigene Identität aufbauen müssen, die sich klar vom nationalsozialistischen Regime distanzieren musste.

Wieder wird der Fokus auf die Berichterstattung über den Stephansdom gelegt. Die Prämissen haben sich aber grundlegend verändert: der Stephansdom ist in das öffentliche Interesse gerückt, dadurch, dass er in den letzten Kriegstagen beinahe vollständig ausgebrannt ist. Doch ist auffällig, dass auch andere öffentliche Gebäude von historischer oder kultureller Bedeutung Schaden genommen zu haben und nicht im gleichen Ausmaß medial behandelt werden. Obwohl der Garten des Schlosses Schönbrunn und auch das Schloss selbst von einem Bombenangriff getroffen wurde, scheint die ehemals habsburgische Residenz in den Nachrichten kaum auf, was möglicherweise auch an der geringen Beschädigung etwa im Verhältnis zur Staatsoper liegen mag. Bei der letztgenannten lassen sich allerdings durchaus Vergleiche zum eigentlichen Forschungsgegenstand ziehen. Auch die schwer beschädigte Staatsoper wurde von Zeitungen mit einer Symbolhaftigkeit ausgestattet und quasi als Sinnbild für das Wiedererstarken des österreichischen Kulturgeistes verwendet. Deutlich merkt man dies etwa bei der ersten

²²⁹ Vgl. Neues Österreich, 23.4.1945.

Aufführung im Theater an der Wien Anfang Oktober 1945. Neben einer Kritik zu der Inszenierung selbst, die sehr lobend ausfällt, findet sich auf der Titelseite des Wiener Kuriers ein Kommentar zur Bedeutung der Oper:

„Dieser Neubeginn ist mehr als ein Theaterereignis, ist mehr als eine Lokalepisode, es ist der Ausdruck des österreichischen Lebenswillens selbst. [...] Aber wie vieles ähnlicher Art, wie das von der Staatsoper in diesem halben Jahr Vollbrachte, wurde auch jenseits des Scheinwerferlichts der Öffentlichkeit in Werkstätten und Fabriken geleistet, alles voll des Ehrgeizes und des Willens, Österreich wieder auf seine eigene Füße zu stellen, Österreich wieder vor aller Welt als lebendig zu erweisen.“²³⁰

Die teilweise Wiedereröffnung der Staatsoper ist hier also mit einer ähnlichen Funktion ausgestattet, wie es die Eröffnungsfeier des Stephansdomes im Jahr 1952 sein wird.²³¹ Vorrangig ist nun aber der zweite Teil der Metaphernanalyse, die die Berichterstattung über den Stephansdom nach dessen Zerstörung im Jahr 1945 hat. Der Zeitraum wird aufgrund der Fülle an Zeitungsberichten – um etwa ein quantitativ vergleichbares Material zu erhalten – auf das Jahr 1945 ab dem Zeitpunkt der Zerstörung beschränkt. Der Dom wird nun verstärkt als Symbol für die Wiedererstehung des Landes genutzt, ebenso wie dessen Zerstörung als letzter Akt der Nationalsozialisten inszeniert wird, obgleich die Zerstörung aller Wahrscheinlichkeit nach ein Unfall war, wie im historischen Abriss gezeigt wurde.

In die Metaphernanalysen werden ausschließlich Zeitungen einbezogen, die überregional verfügbar waren, wobei gerade in den ersten Wochen nach der Zerstörung nur der östliche Teil Österreichs Zugriff hatte, da im Westlichen noch Kämpfe stattfanden. Die ersten Zeitungen waren wie berichtet solche, die entweder von den Alliierten kontrolliert oder von den drei Parteien herausgegeben wurden. Dies ist in manchen Fällen relevant, wenn etwa ein „sowjetrussischer Offizier“ als vermeintlicher Retter des Stephansdomes in der kommunistischen „Österreichische[n] Volksstimme“ beschrieben wird.²³²

Trotz diesen zu berücksichtigenden Faktoren wird in der nun folgenden Metaphernanalyse wieder der Fokus auf die Äußerungen hinsichtlich der Forschungsfrage in den verschiedenen Artikeln untersucht, um einen Vergleich mit der Situation vor dem Anschluss zu gewährleisten. Wieder werden die identifizierten Quellbereiche als Überschrift verwendet, die einzelnen Varianten alphabetisch gereiht.

²³⁰ Wiener Kurier, 8.10.1945. S.1.

²³¹ Siehe Ausblick.

²³² Kleines Volksblatt, 27.11.1945. Seite 3.

4.3. Ergebnisse – Die Metaphernkonzepte

4.3.1. Der Stephansdom als Symbol der Zerstörung

a) Verurteilung der Nationalsozialisten, Glorifizierung der Alliierten

Es ist wenig verwunderlich, dass die neu gegründeten Zeitungen alle Versuche unternehmen, das nationalsozialistische Regime in jeder nur möglichen Weise als Aggressor darzustellen, der der eigentlichen, österreichischen Mentalität diametral entgegengesetzt ist. Der Stephansdom wird hier zum Symbol für die Schäden, die die Nationalsozialisten angerichtet haben. Der Begriff der Nationalsozialisten, auch Nazi oder Nazis genannt, wird vollkommen unreflektiert verwendet. Es wird zwar nicht verneint, dass viele Österreicher unter den Soldaten der Wehrmacht waren, aber es bleibt unerwähnt. Bei der Lektüre der Texte wird der Eindruck erweckt, die „Nazi“ seien die anderen, die eben von den alliierten Streitkräften vertriebenen feindlichen Soldaten. Es zeigen sich, besonders bei der „österreichische[n] Zeitung“ sehr starke Tendenzen, die nationalsozialistische Kultur zu degradieren, während die österreichische, und mit ihr als Symbol der Stephansdom, erhöht wird. Während diese schroffe Abgrenzung bereits beim ersten Überfliegen der Texte ersichtlich wird, fehlt aber eine inhaltliche Distanzierung zum nationalsozialistischen Kultur- und Gedankengut. In jedem Fall aber erscheinen in diesem Kontext häufig solche Sprachbilder, die die Nationalsozialisten in einen heidnischen Kontext setzen, während mit der Stephanskirche wiederum auch unbewusst das Bild von christlichen Werten gegenübergestellt wird, also einerseits die Dämonisierung der Nationalsozialisten und andererseits die bedeutendste katholische Kirche als Wahrzeichen der Österreicher.

Konkret ließe sich eine eigene Metaphernanalyse zu Sprachbildern über Nationalsozialisten unmittelbar nach der Besetzung der Alliierten anstellen; es würde nicht an Material mangeln. Als Beispiele sei etwa der Neologismus „Weltuntergangster“ genannt, der apokalyptische Vision mit Straßenkriminalität verknüpft.²³³

Besonders deutlich wird die Verurteilung der Nationalsozialisten in einem überaus emotional aufgeladenen Artikel der kommunistischen Zeitung „Die Volksstimme“. Er bezeichnet sie als:

„Halbwüchsige[.], die kranken Gehirne erfüllt von anarchischer Zerstörungswut, bedenken- und hemmungslos, Feind und Verächter jeder Ordnung... jene verworfensten aller Janitscharengruppen, und sieht man – dass wir nur nicht zu rasch vergessen! - “²³⁴

²³³ Neues Österreich, 23.4.1945. S. 3. Genau so werden sie in einem anderen Artikel übrigens als „SS-Banden“ bezeichnet.

²³⁴ Volksstimme, 19.10.1945. S. 2.

Weitere Beispiele setzen die Nationalsozialisten mit Barbaren, also heidnischen Völkern gleich. Etwa wird von dem „Vandalensturm auf die Stephanskirche“ geschrieben, die „Opfer der neuen Vandalen“ wurde. Im selben Artikel wird ein Vergleich mit den Osmanen gezogen, wie übrigens auch bei dem davor genannten Beispiel mit den „Janitscharengruppen“. Hierin liegt die historische Anspielung auf den Belagerungszustand, was im Endeffekt eine passive Rolle Wiens impliziert, ebenso wie die Anspielung auf eine nicht christliche Religion.²³⁵ Gleichzusetzen sei die Zerstörung der Stephanskirche weiters mit einer „Kulturbarbarie“.²³⁶

Ähnlich, aber doch mit anderem Ziel werden die Nationalsozialisten auch häufig als Teufel bezeichnet. Sie werden hier nicht aus dem christlichen Kontext ausgeschlossen, wie das bei der Bezeichnung „Barbarei“ getan wird. Sie werden vielmehr als die Antagonisten innerhalb des christlichen Glaubens bezeichnet. Wenn also vom „teuflischen Plan der SS“ oder ihrem „wahrhaft teuflischen Befehl“, die Kirche zu zerstören, gesprochen wird, so zeigen sich zwei zusammen gehörende Metaphernkonzepte: die Nationalsozialisten stehen für das Dämonische, während die Stephanskirche stellvertretend für den christlichen Glauben steht.

Lässt sich also der Stephansdom als Opfer der heidnischen, beziehungsweise dämonischen Nationalsozialisten identifizieren, so werden die Alliierten im selben Zusammenhang als Helden und Retter charakterisiert, allen voran die sowjetischen Truppen die als erstes Wien erreicht hatten. In diesem Fall muss aber klar festgestellt werden, dass die überwiegende Mehrheit der Artikel, die diese Argumentation zulässig machen, in der Einflussphäre der sowjetischen Besatzer entstanden sind. Exemplarisch sei hier der Bericht über die vermeintliche Rettung des Stephansdomes herangezogen, die durch einen sowjetischen Offizier stattgefunden haben soll. Aus heutiger Sicht ist längst bekannt, dass diese Berichte in keiner Weise den Tatsachen entsprechen, im Jahr 1945 jedoch hätte die Behauptung nur von wenigen Augenzeugen widerlegt werden können.

Am 23.11.1945 veröffentlicht die „Österreichische Zeitung“ einen Artikel über Leutnant Wassischteu, der angeblich verhindert hatte, dass Sprengladungen im Dom eingesetzt wurden, indem er sich unter Einsatz seines Lebens in den Dom vorkämpfte und in einem „Handgemenge“, in dem auch „Panzerfäuste [...] und Handgranaten krachten“, die Nationalsozialisten vertrieb und die Sprengladungen deaktivierte. Der Artikel stellt ihn

²³⁵ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²³⁶ Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5. Siehe auch Österreichische Zeitung, 3.6.1945. S. 2.

gleichsam als kunstsinnigen Menschen dar, da er im Dom ein Aquarell der Ruinen malte und der Autor des Artikels, Oberstleutnant Borsenko, auf ihn aufmerksam wird.²³⁷

Sechs Tage später widmet auch die „Österreichische Volksstimme“ einen kleinen Artikel dem sowjetrussischen Offizier, dem „Retter des Stephansdomes“. Hier ist der Name des Autors nicht bekannt, doch tritt er auch nicht derart in den Vordergrund wie im davor genannten. Inhaltlich gibt es aber so große Überschneidungen, auch semantisch, dass von einem zugrundeliegenden Presstext ausgegangen werden kann. Auch hier ist es Wassischtschew, der die Deutschen mit seinem Zug vertreiben konnte und – trotz Verwundung – den Dom vor der Sprengung rettete. Ohne ihn wäre – laut dem Artikel – „vom Stephansdom nichts übriggeblieben als ein wüster Trümmerhaufen“.²³⁸

Die Artikel stellen nun beide den sowjetrussischen Offizier in den Mittelpunkt, der für die Rettung des Domes sorgte. Die vermeintliche Heldentat kommt jeweils einer Lobrede gleich, der Triumph des Mutes über die Zerstörungswut der Nazis.²³⁹ Bei den beiden Artikeln handelt es sich um stark wertende Texte, die bereits als pro-russische Propaganda verstanden werden können. Bemerkenswert ist, dass keine andere Zeitung Leutnant Wassischtschew oder dessen Bemühungen um den Dom erwähnt, was wieder dafür spricht, dass die gesamte Erzählung als wenig glaubwürdig eingestuft wurde, zumindest von den anderen Redaktionen.

Diese verschiedenen Berichte lassen bereits eindeutige Schlüsse über die Funktion des Stephansdomes in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu. An seinem Beispiel wird das Diabolische der Nazizeit gezeigt, sowie auch das Heroische der Alliierten, die unter Einsatz ihres Lebens dieses Denkmal bewahrt haben. Die Nationalsozialisten werden verteufelt, weshalb das Beispiel mit der bedeutendsten Kirche Österreichs eine sinnvolle Wahl ist.

b) Der Stephansdom als Opfer und Ankläger

Es ist nicht überraschend, dass der Stephansdom auch nach dem Krieg anthropomorphisiert wird. Anders als zuvor gibt es nun Anlass, den Dom als Opfer von Gewalttaten darzustellen und damit einhergehend auch als Ankläger gegen die Verbrechen, die an ihm und damit auch indirekt an der gesamten Wiener Bevölkerung verursacht wurden.

²³⁷ Österreichische Zeitung, 23.11.1945. S. 3.

²³⁸ Kleines Volksblatt, 27.11.1945. S. 3.

²³⁹ Der Begriff „Zerstörungswut“ und vergleichbare Umschreibungen sind in vielen Artikeln präsent und ausschließlich mit Nationalsozialisten konnotiert. Vgl. Weltpresse, 13.10.1945. S. 6., Volksstimme, 19.10.1945. S. 2., Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5.

Besonders häufig wird der Begriff „geschändet“ verwendet, der besondere Aufmerksamkeit verdient.²⁴⁰ Gemäß den Prinzipien der Metaphernanalyse müsste man hier den Ursprung des Wortes, also Schande, herausfiltern, doch würde dabei das vermeintlich gewollte sprachliche Bild verzerrt werden. „Schändung“ als Begriff wird in der Regel mit zwei Dingen assoziiert: Mit der Schändung eines Tempels, also dessen Entweihung, wiederum durch Ungläubige oder Barbaren (siehe vorheriges Kapitel), und weiters mit Vergewaltigung von Frauen.²⁴¹ Folgt man der ersten Assoziierung, dann wird der Dom wieder als geheiligter Raum bezeichnet.

Folgt man jedoch der zweiten Assoziierung, dann wäre der Dom abermals personifiziert und implizit als weiblich, wie dies schon in Einzelfällen im ersten Teil dieser Arbeit festgestellt wurde. Deutlich würde diese Schlussfolgerung etwa durch folgende Aussage gestützt werden: in einem Artikel wird der Dom als „das ärgste Wahrzeichen ihrer [der Nazis, Anm.] besonderen Lust“ bezeichnet, wobei der Begriff Lust ebenfalls mit sexueller Begierde assoziiert werden kann.²⁴² Da dies aber bereits Interpretationen sind, wird hier von der allgemein gehaltenen Feststellung ausgegangen, dass der Dom als Opfer von Gewalt bezeichnet wird.

Gewalt wird auch hier vermenschlicht. Der Dom als Gebäude kann keine Schmerzen empfinden, doch wird seine Zerstörung als „die schmerzlichste“ der Wunden bezeichnet.²⁴³ Der Dom musste „harten Schlägen trotzen“²⁴⁴ und wurde „zusammengeschossen“²⁴⁵ und der frühgotische Chor war schließlich „am heftigsten mitgenommen“.²⁴⁶ Diese und weitere Begriffe erzeugen das Sprachbild eines Gewaltopfers, die häufige Erwähnung von Schändung spricht wiederum für das Bild eines besonders gewalttätigen Verbrechens.

Nun ist der zerstörte Dom als Opfer ebenso wieder ein Symbol für die gesamte verwundete Stadt Wien und wird damit an anderer Stelle noch einmal behandelt werden. Die Rolle als Ankläger ist prinzipiell ebenso anthropomorph, passt aber in den juristischen Kontext von

²⁴⁰ Vgl. Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²⁴¹ Dass der weibliche Körper oft als Tempel bezeichnet wird lässt weitere bedenkliche Rückschlüsse zu, die aber nicht in den Kontext dieser Arbeit fallen.

²⁴² Volksstimme, 19.10.1945. S. 2., Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²⁴³ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²⁴⁴ Ebd.

²⁴⁵ Kleines Volksblatt, 14.10.1945. S. 5.

²⁴⁶ Wiener Kurier, 20.9.1945. S. 2.

Verbrechen und Strafprozess. Der Befehl der Nationalsozialisten zur Zerstörung des Domes wird in diesem Falle folgerichtig als „Todesurteil“ bezeichnet.²⁴⁷

Der zerstörte Stephansdom wird nun zur Anklage gegen das „Vernichtungswerk“ der Nationalsozialisten, das in der Stadt Wien stattgefunden hat. Der Dom gilt als „stumme, aber ungeheuerliche Anklage gegen die Schuldigen“.²⁴⁸ Stumm ist die Anklage aber selten, in anderen Artikeln wird „die Stephanskirche für immer die Schande der Vandalen künden“, später wird die Schande auch als „verbrecherischer Wahnsinn“ titulierte.²⁴⁹ Ein Filmteam besucht den Stephansdom und dokumentiert die Schäden, um auch den Einsatz der Bevölkerung festzuhalten und die Fortschritte des Wiederaufbaus. In dem Artikel darüber heißt es: „Die Steine schreien zum Himmel. [...] Sie reden nicht mehr, die Steine, sie schreien zum Himmel, Klage und Anklage.“ Der Film soll, so wird der Leiter der Kulturfilmabteilung zitiert, „ein Mahnwort sein“.²⁵⁰

Jedem dieser Artikel könnte entgegen gehalten werden, dass nicht nur durch die Nationalsozialisten Schäden verursacht wurden, schließlich wurde Wien mehrfach bombardiert, das prägnanteste Beispiel ist sicher die Staatsoper, doch wird sie in keinem der Artikel zitiert, die Metaphernkonzepte der Anklage beinhalten. Gerade das Fehlen von diesen Erwähnungen lässt Rückschlüsse auf die Medienpolitik nach dem Krieg und während der Besatzung der Alliierten zu. Der Stephansdom wird deshalb als Ankläger herangezogen, da andere Gebäude von früheren Bombenangriffen beschädigt wurden, der Brand des Domes, der letztlich zur Zerstörung des Dachstuhles und der Pummerin, sowie des Chorgestühls, geführt hat, entstand hingegen in den letzten Tagen des Krieges, in denen aufgrund der chaotischen Situation schnell die Annahme verbreitet wurde, dass die Nationalsozialisten den Dom zerstört hatten, was nur bedingt zutrifft. Aber insofern eignete sich der Dom als Symbol für die Schäden, die an der Stadt durch die Nationalsozialisten verursacht wurden.

²⁴⁷ Kleines Volksblatt, 14.10.1945. S. 5. In demselben Artikel wird der Befehl auch dergestalt beschrieben, dass die Granatenbeschüsse den Dom „dem Erdboden gleichmachen“ sollen, womit das Wortbild inkonsequent wird, da es sich hier um ein gänzlich anderes Sprachbild handelt.

²⁴⁸ Vgl. Weltpresse, 13.10.1945. S. 6.

²⁴⁹ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²⁵⁰ Vgl. Wiener Kurier, 30.8.1945. S. 2. Interessant ist, dass hier keine „Stumme Anklage“ stattfindet, sondern eine besonders laute, die durch die Arbeit der Freiwilligen, wie im letzten Absatz des Artikels zu lesen ist, zum Verstummen gebracht werden soll. Vgl. ebd. In einem anderen Fall soll die Kirche so lange eine „furchtbare Anklage“ bleiben, „solange es eine Geschichte der Menschen gibt“. Vgl. Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

In einer Vielzahl an Artikeln wird der Stephansdom somit nicht nur als das Opfer von ungerechtfertigter Gewalt dargestellt, was vor allem mit dem Begriff „Schandtat“ verbunden wird, sondern auch als Ankläger gegen die Verbrechen der Nationalsozialisten. Bis auf einen Fall ist in allen Artikeln gemein, dass sie ausschließlich die Nationalsozialisten anklagen und nicht etwa den Krieg selbst. Nur in der Weltpresse wird er einmal als das „Mahnmal des vernichtenden Völkerringens“ bezeichnet.²⁵¹ Da der Dom natürlich keinen militärischen Zweck erfüllt hat, ist er ein besonders deutliches Beispiel für den „Vandalensturm“.²⁵² Damit ist dem Dom eindeutig das Konzept des Opfers und Anklägers zuzuordnen. Er wird aber auch als Symbol für die Wunden der Stadt verwendet, was im folgenden Kapitel 3.3.2. deutlich herausgearbeitet werden wird. Damit steht er nicht nur für sich selbst, sondern für die gesamte Stadt und schließlich auch für das Land. Zunächst wird aber noch ein Sonderfall, der zur Opferrolle der Stephanskirche gehört, herausgearbeitet.

c) Der Dom als Nahrung für Feuer

Bei der oft recht poetisch ausgeformten Berichterstattung über die Zerstörung des Stephansdomes ist auffällig, dass dem Feuer hier eine übermächtige Rolle eingeräumt wird. In den wenigen Fällen, in denen nicht den Nationalsozialisten und ihren Granatenbeschüssen die Verantwortung gegeben wird, werden besonders viele metaphorische Äußerungen in Bezug zu Feuer verwendet. Auch in den Artikeln, in denen das Feuer angeblich durch Nationalsozialisten verursacht wurde, erhält die Zerstörung hier eine Vielzahl von Konnotationen. Es scheint, dass gerade eines der vier Grundelemente, die seit Beginn der Menschheit eine Rolle spielen, besonders häufig in metaphorische Konzepte eingeordnet werden, beziehungsweise, dass es derer besonders viele gibt. Der Dom wird letztlich wieder zum Opfer, aber in diesem Fall der Flammen. Flammen sind hier vielfach assoziiert, etwa mit kriminellen Wesen. So wird der Dom zum „Raub der Flammen“²⁵³, ebenso wird er zu ihrem „Opfer“²⁵⁴, was wiederum für die Anklagemetaphorik spricht. Ausgeprägt ist auch die Vorstellung, dass Feuer sich von seinem Opfer, dem Dom, ernährt. So wurde etwa das „geheiligte Innere mit Flammen verzehr[t]“²⁵⁵, das Feuer „fand reiche Nahrung“²⁵⁶ und schließlich, besonders poetisch ausgeschmückt: „Das Kirchenschiff flammte bald lichterloh und gierig leckten die Flammen an den Säulen empor,

²⁵¹ Weltpresse, 13.10.1945. S. 6.

²⁵² Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²⁵³ Wiener Kurier, 20.9.1945. S. 2.

²⁵⁴ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²⁵⁵ Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3.

²⁵⁶ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

bis sie sich im Gebälk des Daches festfraßen und es aufzehrten“.²⁵⁷ Keine dieser metaphorischen Äußerungen ist ausschließlich für den Stephansdom entwickelt und angewandt worden, es handelt sich viel eher um bereits vorhandene Sprachbilder, die sich in diesem Fall im Zusammenhang mit dem Forschungsobjekt häufen und besonders markant hervortreten. Das Konzept könnte hier lauten Feuer = Konsument, dementsprechend stellt der Dom die Nahrung, oder aber – kombiniert man die Metaphern mit dem Gedanken des Raubes und damit Raubtieres – die Beute dar, womit abermals die Opferthematik evoziert wird.

Der Vollständigkeit halber sei hier kurz erwähnt, dass auch metaphorische Äußerungen hinsichtlich des Wassers als zweitem Element identifiziert werden können. Einmal, als die „Kriegsfurie über den Stephansdom *brandete*“²⁵⁸, also wie eine Flutwelle agierte und ein weiteres Mal bei der Bezeichnung „Flammenmeer“, was einem Oxymoron gleichkommt.²⁵⁹ Bis auf diese beiden Äußerungen kommen Konnotationen mit Wasser nicht vor, was angesichts der Ereignisse auch überraschend wäre. Die Konnotation mit Wasser ist vor der Besatzungszeit allerdings im Zusammenhang mit dem Geldfluss im Zuge der Spendenaktion jedoch präsent.

4.3.2. Der Stephansdom als Wunde der Stadt Wien

Nicht nur der Stephansdom selbst hat Wunden empfangen, er wird in vielen Texten selbst als Wunde des Körpers Wien angesehen. Diese Differenzierung, der verwundete Dom oder der Dom als Wunde der Stadt, ist von grundsätzlicher Bedeutung für das Forschungsziel, den Dom als Symbol von Wien, beziehungsweise des Landes Österreich, zu identifizieren. Es zeugt von einer deutlich innigeren Beziehung der Autoren zu dem Objekt, wenn die Kirche als Teil des eigenen Wesens empfunden wird. Anhand von einigen Beispielen soll dies nun deutlich gemacht werden.

„Wien hat viele Wunden empfangen“, heißt es in einem Artikel, es sei eine „verwüstete, ausgeblutete Stadt“. Während derartige Beschreibungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit häufig zu lesen sind, ist doch bemerkenswert, dass die ganze Stadt hier als ein lebender Organismus charakterisiert wird. Das Metaphernkonzept Wien = Lebewesen, lässt die Theorie zu, dass die Stadt als ein zusammenhängender Komplex verstanden wird, als etwas Verbundenes und Einendes, sodass die Wunden alle betreffen, womit auch alle aufgerufen sind, die Wunden zu heilen. An solchen simplen Überlegungen lässt sich die Stärke der

²⁵⁷ Kleines Volksblatt, 14.10.1945. S. 5.

²⁵⁸ Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3. Kursiv durch TH.

²⁵⁹ Kleines Volksblatt, 25.12.1945. S. 7.

Metaphernanalyse erkennen.²⁶⁰ Dieses Metaphernkonzept zieht sich durch alle Zeitungen durch, folgerichtig gibt es auch den Aufruf, die „Wunden unserer Stadt zu heilen“.²⁶¹

Der Stephansdom ist nun ein Beispiel für die Wunden, die die Stadt durch den Krieg, besonders durch die Gewaltakte der Nationalsozialisten am Ende des Krieges, erlitten hat. Dementsprechend „groß war der Schmerz der Wiener über die Kulturbarbarie“. Schmerz wird ebenso mit der Wunde assoziiert wie das Bedürfnis, diese wieder zu heilen (siehe nächster Absatz). Der Dom selbst wurde „in Mitleidenschaft gezogen“ und das Maßwerk habe „schwer gelitten“. Alle diese Äußerungen passen in das Konzept, wobei der Begriff „Mitleidenschaft“ wortwörtlich genommen werden sollte, also zum Mitleiden auffordert.²⁶²

Die Wunden der Stadt, von denen der Stephansdom das am häufigsten zitierte Beispiel ist, müssen nun geheilt werden. Die Schäden am Dom werden als „Wunden an Körper und Seele“ verstanden. „Sie zu lindern und einmal zu heilen, muss das Gelöbnis jedes echten Wieners sein“.²⁶³ Hier handelt es sich also bereits um die Konsequenz aus dem primären Metaphernkonzept: der Organismus ist verwundet und diese Wunden müssen geheilt werden, damit folgt auch ein Appell an die Bevölkerung, die ja als Teil des Organismus verstanden wird.

Wie sehr der Stephansdom für diese Metaphorik mit Bedeutung aufgeladen wird, lässt sich daran ablesen, dass seine Zerstörung als die „schmerzlichste unserer Wunden“ verstanden wird, nicht ein anderes Gebäude. Es gibt also eine Wertung innerhalb der zerstörten Kulturdenkmäler und die Stephanskirche wird als primäres Beispiel herangezogen. Ihre Zerstörung hat „in das Herz jedes echten Wieners eine tiefe Wunde gerissen.“ Besonders prägnant in diesem Zusammenhang ist folgender Vergleich: „Wie der Arzt zuerst das Herz des Schwerkranken untersucht, so beginnen wir unsere Wanderung durch das aus tausend Wunden blutende Wien beim Stephansturm.“²⁶⁴

Hieraus ist also ein weiteres Element des Metaphernkonzeptes Wien = Organismus abzuleiten: der Organismus hat ein Herz, das zentrale Organ, und dieses ist für den Organismus Wien der Stephansturm und damit der gesamte Dom. Betrachtet man dieses Konzept nun also genauer, so erkennt man den „Highlighting/ Hiding“ Effekt: Hervorgehoben wird, dass der Dom das

²⁶⁰ Vgl. Neues Österreich, 23.4.1945. S. 3.

²⁶¹ Wiener Kurier, 30.8.1945. S. 2.

²⁶² Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5.

²⁶³ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²⁶⁴ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

Zentrum der Stadt ist. Hierzu passt die Aussage, dass der Dom „im Herzen der österreichischen Hauptstadt“ liegt, wie es in einem anderen Artikel heißt.²⁶⁵ Während dieser Aspekt hervorgehoben wird, werden andere ausgeblendet. Ein Herz muss etwa pumpen oder pulsieren, zumindest schlagen, aber derartige Äußerungen finden sich nicht. In dieser Konzept passt allerdings, dass die Stadt mitunter als „ausgeblutet“ bezeichnet wird, was sich durch die vielen Wunden, aber auch durch das nicht mehr schlagende Herz erklären ließe.²⁶⁶

Dadurch, dass so viele Äußerungen in diversen Artikeln unterschiedlichster Redaktionen dieses Konzept des Organismus‘ der Stadt Wien mit dem Dom als Herz auf die eine oder andere Weise annehmen, kann die These gestützt werden, dass diese Vorstellung im kollektiven Bewusstsein vorhanden war.

4.3.3. Von der Blume zur Wüste

Im Zuge der Berichterstattung kann in einigen Fällen beobachtet werden, dass der Stephansdom vor seiner Zerstörung mit Blumenmetaphorik in Zusammenhang gebracht wurde. Sobald aber von dem gegenwärtigen Zustand berichtet wird, also der „Brandruine“²⁶⁷, wird die blumige Metaphorik ausgewechselt und stattdessen durch metaphorische Äußerungen, die in den Bereich der Ödnis oder Wüste fallen, ersetzt. Während sich der Autor eines besonders poetischen Kommentars an den Stephansturm vor den Krieg erinnerte und die „blumhaften Gebilde“, die „Geranke von Stein“ und die „erblühende Kunst“ hervorhebt, den Stephansturm im Besonderen also klar der Pflanzenmetaphorik zuordnet, ist davon nach dessen Zerstörung nichts mehr zu bemerken.²⁶⁸ Auch in einem anderen Artikel wird der gotische Turm mit der Wachstumsmetaphorik verbunden: „stark in den Wurzeln und anmutig in der wundersamen Verjüngungen seines Wuchses“.²⁶⁹ Doch wird dieses Bild nur für den Turm verwendet, für den gesamten Gebäudekomplex scheint er nicht zu passen. Anders verhält es sich mit dem Konzept der Wüste. Dieses wird nämlich erst ab dem Zeitpunkt der Zerstörung, genauer genommen nach dem Löschen der letzten Flammen, verwendet, dafür in recht häufiger Zahl. Das Konzept könnte unter dem Generalkonzept „Stephansdom = Unbelebt/ Ödnis/ Wüste“ verstanden werden, wenn der Begriff etwas weiter gefasst wird. Die Eigenschaften sind in vielfachen Äußerungen nämlich meist dieselben: unbewohnbar, (menschen-)leer, ausgetrocknet und

²⁶⁵ Weltpresse, 13.10.1945. S. 6.

²⁶⁶ Neues Österreich, 23.4.1945. S. 3.

²⁶⁷ Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5.

²⁶⁸ Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3.

²⁶⁹ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

schließlich auch wertlos. An einigen Beispielen lässt sich das verdeutlichen: Der Dom wird als eine „Welt hohler Fassaden und leerer Fensthöhlen“ bezeichnet, der Besucher erfährt ein „Schaudern vor einer Stätte der Verwüstung“.²⁷⁰ Im Wort Verwüstung findet sich der Ursprung der Wüste. So wäre auch aus dem Stephansdom ein „wüster Trümmerhaufen“ geworden, wenn die Nationalsozialisten gewonnen hätten.²⁷¹ Auch Verbindungen mit Ruine, etwa „Brandruine“²⁷², erzeugen dieselben Bilder im Leser.

Es ließe sich hier noch eine Assoziation anfügen, die die häufige Verknüpfung mit der Wüsten-Metaphorik erklären könnte: Im Buch Genesis findet sich der bekannte Vers: „Und die Erde war wüst und leer“.²⁷³ Der vielzitierte Satz ist der zweite Vers des ersten Buches des Alten Testaments und damit einerseits als Teil des kollektiven Bewusstseins der damaligen österreichischen Bevölkerung anzunehmen und andererseits klar dem christlichen Glauben zuzuordnen, womit abermals eine sakrale Konnotation gegeben wäre. Selbstverständlich kann es sich hier nur um eine zufällige semantische Erscheinung handeln, weshalb diese These nicht weiter gestützt werden kann. Die systematische Metaphernanalyse allerdings legt nahe, solche Überschneidungen nicht zu ignorieren.²⁷⁴

4.3.4. Der Stephansdom als Person

Wie nun schon in anderen Konzepten gezeigt werden konnte, wird auch nach dem Ende des Krieges der Stephansdom nach wie vor als Person identifiziert. Dabei ist besonders die Vorstellung, der Stephansdom sei ein Opfer von Gewalt, beziehungsweise der Ankläger gegen Verbrecher (3.3.1.b), in den hier untersuchten Zeitungsberichten dominant. Es ist somit eine eindeutige Verschiebung zu beobachten, die den äußeren Umständen geschuldet ist: War der Dom vor der Besatzungszeit noch ein Bittsteller, da in dieser Zeit gerade für eine benötigte Renovierung gesammelt wurde, so ist davon in der nächsten Zeitspanne keine Rede mehr. Hieraus ist zu erkennen, dass gewisse Assoziationen je nach äußeren Umständen verschwinden und wieder neu auftauchen können, je nach den Erfordernissen der jeweiligen Situation, was wiederum dafür spricht, dass Metaphernkonzepte keineswegs rein zufällig entstehende Konstrukte sind.

²⁷⁰ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²⁷¹ Kleines Volksblatt, 27.11.1945. S. 3.

²⁷² Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5.

²⁷³ Christliche Verlagsgesellschaft Dillenburg (Hrsg.): Elberfelder Bibel. Wuppertal, 2006. 1. Buch Mose, 1,2.

²⁷⁴ Vgl. *Horsdal*, 2013. S. 20.

In der Zeit nach dessen Zerstörung sind im Prinzip, bis auf die Bittsteller-Rolle, dieselben metaphorischen Äußerungen zu finden, wie davor. Besonders der schon als etabliert dargestellte Begriff vom „alten Steffl“ und Variationen dieses Motivs sind in vielen Artikeln auszumachen, wobei auch das Attribut „ehrwürdig“ auf diese Kategorie verweist.²⁷⁵ Ebenso häufig wird von „unserem Stephansdom“ geschrieben, was nicht nur besitzanzeigend verstanden werden kann, sondern auch auf die starke Verbundenheit verweist.²⁷⁶ Allen diesen Artikeln ist gemein, dass sie eine Beziehung zwischen Leser und Objekt erzeugen, wobei in diesen Fällen weniger differenziert wird, wie das in den früheren Berichten bemerkbar war. Der Stephansdom wird hier sehr häufig als alter Mann dargestellt, dem es gilt, Ehre zu erweisen, der in Ausnahmefällen auch „heiß geliebt“ wird.²⁷⁷ Übrige Konzepte, wie das des Domes als attraktive Frau, das bereits 1938 eine Ausnahmeerscheinung war, wie beschrieben, konnten sich der Quellengrundlage nach zu urteilen, nicht durchsetzen und die Funktion des Domes als Bittsteller ist gänzlich verschwunden, da die Spendenaktion noch nicht gestartet wurde und noch keine konkreten Pläne festgemacht wurden. Zudem liegen die hier behandelten Artikel so nahe an den letzten, zerstörerischen Tagen des Krieges in Ostösterreich, dass ein Erfolg ohnehin fragwürdig gewesen wäre.

4.3.5. Licht

Im ersten Teil der Analyse konnte noch kein metaphorisches Konzept in Bezug auf Licht ausgemacht werden, da die Äußerungen keine konsequente Verwendung erkennen ließen. In Kombination allerdings mit den früheren Äußerungen lässt sich eine Tendenz erkennen, dass die Abwesenheit von Licht im Falle des Kirchengebäudes durchaus positiv konnotiert ist. Dies lässt sich dort feststellen, wo die Zerstörung der Kirche anhand der veränderten Lichtverhältnisse beschrieben wird. Ein Beispiel ist die Feststellung der Schäden an einem der Seitenschiffe: „Hier flutet durch das zerschlagene Gewölbe das helle Tageslicht“.²⁷⁸ Besonders einprägsam ist das Verhältnis von Licht und Dunkel in einem Artikel, der die Filmarbeiten im Stephansdom behandelt. Lamentierend schreibt der Autor des Artikels: „Aber ach, die Kamera bedarf keiner Scheinwerfer mehr, die Schatten zu verscheuchen“. Im selben Artikel wird von „weihevollen Halbdunkel“ geschrieben, das „mit einem Schlag ins Taghelle“ gerissen wurde

²⁷⁵ Vgl. Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5., Kleines Volksblatt, 14.10.1945. S. 5., Weltpresse, 13.10.1945. S. 6., Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3.

²⁷⁶ Kleines Volksblatt, 25.12.1945. S. 7.

²⁷⁷ Kleines Volksblatt, 14.10.1945. S. 5.

²⁷⁸ Wiener Kurier, 20.9.1945. S. 2. Mit „flutet“ könnte übrigens wieder eine Wassermetaphorik verbunden werden, die aber wieder eher auf das Konzept von Licht als das hier behandelte hinweist.

und schließlich auch der Begriff „mystisches Dunkel“.²⁷⁹ Es handelt sich hier bei nur um zwei vereinzelte Artikel, die die Lichtmetaphorik nutzen und dabei dem Inneren des Domes und dessen – bis heute spürbaren – Dunkelheit eine gewisse mythische Konnotation zusprechen, die durch das einfallende Licht irritiert wird, das Licht wird als Störfaktor empfunden, der dem Dom seiner Ausstrahlungskraft beraubt.

Insofern kann also abermals kein eindeutiges metaphorisches Konzept des Domes in Zusammenhang mit Licht/ Dunkelheit identifiziert werden, da es hierfür schlicht nicht genügend Äußerungen gibt. In diesen zwei Artikeln lässt sich jedoch feststellen, dass das Tageslicht, das durch das zerstörte Dach eindringen kann, als negativ empfunden wird, während das früher vorherrschende Dunkel im Inneren mythisch aufgeladen wird. Dennoch lässt sich daraus keine weitere Schlussfolgerung für die Bedeutung des Domes oder der mit ihm verbundenen Metaphernkonzepte erschließen. Schließlich wird an einer Stelle das Licht wieder als positiv empfunden, wenn es heißt, dass der Stephansdom nur mit Hilfe von nötigen Reparaturarbeiten „in eine lichtere Zukunft hinüberzuretten“ ist.²⁸⁰

4.3.6. Wert

Wie schon zuvor wird auch hier in einer Vielzahl von Artikeln der Wert des Domes angesprochen. Allerdings ist nun, im Vergleich, zu beobachten, dass der Wert der Stephanskirche noch weiter erhöht wird, dass nach dessen Zerstörung die Kostbarkeit des Objekts in seiner Gesamtheit wie auch in seinen einzelnen Teilen immens hervorgehoben wird. Grundsätzlich könnte dies damit erklärt werden, dass die Artikel oftmals einem Nachruf auf die Kirche ähneln, aber es zeichnet sich viel eher heraus, dass der Dom ein Symbol für die lange Geschichte und Tradition des Landes betrachtet wird, da immer wieder auf die Gotik und die lange Baugeschichte der Kirche hingewiesen wird. Damit wird also ein Objekt mit Bedeutung aufgeladen, dass in keiner Weise mit dem Nationalsozialismus verknüpft wird, dass vielmehr durch den Nationalsozialismus großen Schaden genommen hat. Ein Beispiel für die Betonung des Alters, beziehungsweise der Zeitlosigkeit des Domes, sowie dessen Wert, wird im literarischen Vergleich deutlich: Der Dom wirke so „wie ein[...] sublime[r] Kristall die fortwirkenden Kräfte festhält, welche Wien seit eh und je ausgestrahlt hat.“²⁸¹

²⁷⁹ Wiener Kurier, 30.8.1945. S. 2.

²⁸⁰ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²⁸¹ Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3.

Kurz darauf wird der Stephansdom als das „kostbarste Juwel der Stadt“ bezeichnet, das Konzept Stephansdom = Juwel/ Kristall, beziehungsweise weiter gefasst Dom = Schatz, kann bereits hier erkannt werden, wird aber durch weitere Artikel gestützt. Dabei ist festzustellen, dass einerseits der Stephansdom als Ganzes als „unersetzliches Kunstwerk“²⁸² bezeichnet wird – oder eben als kostbarstes Juwel -, andererseits aber auch einzelne Bestandteile hervorgehoben werden. Dies kann etwa „der schönste gotische Turm auf Erden“ sein²⁸³ oder auch die durch den Brand zerstörten Chorstühle, „die auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen finden“.²⁸⁴ Auffällig ist in jedem Fall die häufige Verwendung des Superlativs, wie etwa die, dass der Dom das „erlesenste und schönste Wahrzeichen“ der Stadt sei.²⁸⁵ Auch die Verwendung des Superlativs ist ein Hinweis auf die Alleinstellung des Domes über alle anderen.

Nebem dem kunsthistorischen Wert, der vielfach angesprochen wird, ist auch der Bekanntheitsgrad des Stephansdomes ein wiederkehrendes Thema, da anscheinend Bekanntheit auch mit Wert assoziiert wird, ebenso wie den Wert steigert, einzigartig zu sein, ein Unikat. Deshalb wird auch die „strenge, einmalige Schönheit des Doms“ gelobt,²⁸⁶ die „unschätzbaren Kunstgüter“ darin,²⁸⁷ und letztlich die Bedeutung von diesem „Baudenkmal Wiens“: „Der Stephansdom ist in der ganzen Welt bekannt.“²⁸⁸ Keine dieser Behauptungen wurde auf irgendeine Weise gestützt oder belegt. Aber auch in diesen Beispielen ist auffällig, wie sehr der Stephansdom mit der Stadt Wien verbunden wird, nach wie vor weniger mit der gesamten Nation. Die Verbindung des Domes mit Wien und Österreich wird aber im Folgenden auch noch betrachtet werden, da sich hier klare Aussagen finden, die die voran gegangenen Thesen unterstützen werden. Für diesen Abschnitt kann festgehalten werden, dass der Stephansdom mehr als zuvor mit großem Wert assoziiert wird, die Gleichsetzung mit Edelsteinen bezieht sich fast ausschließlich auf den Wert, nur ausnahmsweise etwa auf die Robustheit²⁸⁹. Mit Wert wird auch der Bekanntheitsgrad assoziiert, so wird dem Dom eine Alleinstellung, eine Einzigartigkeit zugesprochen, ebenso wie eine Weltberühmtheit, auf beides wird aber in den

²⁸² Weltpresse, 13.10.1945. S. 6.

²⁸³ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

²⁸⁴ Weltpresse, 13.10.1945. S. 6.

²⁸⁵ Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5.

²⁸⁶ Österreichische Zeitung, 23.11.1945. S. 3.

²⁸⁷ Weltpresse, 13.10.1945. S. 6.

²⁸⁸ Österreichische Zeitung, 23.11.1945. S. 3.

²⁸⁹ In Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3., heißt es, der Turm sei „wie unverletzbar“, was als Vergleich mit einem besonders ahrten Material, wie einem Diamant gelesen werden könnte, allerdings handelt es sich hier um eine singuläre Erscheinung.

Zeitungsberichten nicht weiter eingegangen, womit diese Aussagen als Behauptungen gewertet werden.

4.3.7. Das Schema von Höhe und Tiefe

Wie schon in Kapitel 2.5.6. beschrieben, handelt es sich bei Raummetaphern viel eher um Schemata, also quasi Vorformen von Metaphernkonzepten. Da diese aber bereits im ersten Teil der Analyse klar festgemacht werden konnten, wird aus Gründen der Vergleichbarkeit auch hier die Hierarchisierung im Raum betrachtet. Es zeigt sich rasch, dass die als gängig zu bezeichnenden Ordnungen von Gut und Böse entlang einer vertikalen Achse auch hier fortgeführt werden.

Viele der Assoziationen sind der gotischen Bauweise und der Höhe des Turmes geschuldet, sowie dem Konzept der Gotik, Richtung Himmel zu bauen. So wird besonders der Turm als Symbol für das zum Himmel Strebende.²⁹⁰ Die „Blicke am Turm empor“ der Betrachter zeigen bereits, dass sie auf etwas höher Gestelltes blicken. Aber auch die „Steingebilde heben sich ab“ vom Rest der Stadtlandschaft, der gesamte „Riesenbau“ biete ein „schauerlich erhabenes Bild“.²⁹¹ Die Höhe wird auch in den Artikeln meist mit dem Himmel assoziiert, was auch an der sakralen Gestalt des Gebäudes liegen mag. Interessant ist die Kombination von Erde und Himmel, wenn etwa geschrieben wird, dass der Turm den Bau „mit dem Himmel“ verbindet und „gleichzeitig erdgebunden“ ist, womit implizit die Vermittlerfunktion zwischen Himmel und Erde ausgesprochen wird.²⁹² An anderer Stelle wird dieses Verbindende aufgehoben und der Turm wird ausschließlich der himmlischen Sphäre zugeordnet, denn durch die Rauchentwicklung in der Stadt „schwebte [er] förmlich am Himmel“.²⁹³

Während es von diesen Beispielen sehr viele gibt, die in geringerem Ausmaße auch schon früher zu finden waren, so zeigen sich nun auch gegenteilige Aussagen, die sich wiederum auf die Zerstörung des Domes beziehen. Erneut sei die von Johnson eingeführten Theorien von kinesthetic image schema Bezug genommen, die eine Strukturierung von abstrakten Zuständen wie Emotionen im Raum beschreiben.²⁹⁴ So beschreibt ein Zeuge einen Besuch beim Stephansdom als „niederschmetternd und einfach trostlos“, wobei besonders das erstgenannte

²⁹⁰ Vgl. Wiener Kurier, 30.8.1945. S. 2., Österreichische Zeitung, 23.11.1945. S. 3.

²⁹¹ Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3.

²⁹² Ebd. S. 3.

²⁹³ Österreichische Zeitung, 23.11.1945. S. 3.

²⁹⁴ Johnson, 1987, S. 2.

Adjektiv von Bedeutung ist.²⁹⁵ Auch der Absturz der Pummerin wird mit dem Zusatz „in die Tiefe“ beschrieben, was wiederum die Raumstrukturierung verdeutlicht.²⁹⁶

Der Kontrast zwischen dem Himmlischen (oben) und dem Irdischen ist dann noch einmal bewusst eingesetzt, wenn die bis heute übliche Formulierung „dem Erdboden gleichmachen“ eingesetzt wird, also eine Nivellierung, beziehungsweise Reduktion auf die irdische Ebene. Ähnliches gilt, wenn der Turm zum „Einsturz“ gebracht werden sollte, also das verbindende Element zum Himmel ebenfalls zu Boden gerissen werden sollte.²⁹⁷

Auch die Notwendigkeit der Bauarbeiten lässt sich in diese Raumstrukturierung einordnen. So habe etwa das Stützen von vom Einsturz gefährdeten Mauern „höchste Priorität“:²⁹⁸ Als Symbol der Hoffnung wird es nun gewertet, wenn die ersten Gerüste wieder aufgebaut werden, die sich „erheben über dem Schutt“,²⁹⁹ womit wieder eine Assoziation des zum Himmel strebenden gegeben ist. Letztlich kann auch noch auf die Bedeutung des Domes selbst verwiesen werden, denn ihm wird „seine erhabene Majestät“ zugeschrieben wird: „Der Stephansdom steht über allen Parteien“, womit einerseits auf die herausstechende Bedeutung hingewiesen wird und gleichzeitig auf die Mittlerfunktion, die in der Nachkriegsberichterstattung über den Dom von großer Bedeutung ist, wie sich gleich zeigen wird.³⁰⁰

4.3.8. Abschließende Beobachtungen, Heiligtum, Wahrzeichen, Verbindung

Zum Ende der Metaphernanalyse seien noch ein paar generelle Beobachtungen festgemacht, die nicht auf konsequente Metaphernkonzepte nach der im methodischen Teil dargestellten Definition bezogen sind, sondern auf Auffälligkeiten und Häufigkeiten innerhalb der Texte, die inhaltlich auf gewisse Denkmuster schließen lassen, ohne sich dabei semantisch einem eindeutigen Sprachbild zuordnen zu lassen.

a) Heiligtum

Wenig überraschend ist der Begriff des Heiligtums häufig vertreten, wobei sowohl die gesamte Kirche, als auch bloß der Turm gemeint sein können. Der Dom sei „jedem Freund dieser Stadt ein Heiligtum“, womit auch gleichsam die Verbundenheit zwischen Wien und dem Dom

²⁹⁵ Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5., Kursiv durch TH.

²⁹⁶ Kleines Volksblatt, 25.12.1945. S. 7.

²⁹⁷ Vgl. Kleines Volksblatt, 14.10.1945. S. 5.

²⁹⁸ Wiener Kurier, 20.9.1945. S. 2.

²⁹⁹ Welpresse, 13.10.1945. S. 6.

³⁰⁰ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

wiederholt wird.³⁰¹ Auch Begriffe wie „Majestät“ oder „Erhabenheit“, die immer wieder auftreten, lassen sich der sakralen Sphäre des Gebäudes zuordnen, ohne dabei eindeutig auf die christliche Glaubenswelt anzusprechen. Es wird in diesen Artikeln der Eindruck erweckt, als wäre die sakrale Komponente nicht von derselben Bedeutung, wie sie dies noch vor dem Anschluss gewesen ist. Im Ausblick wird sich aber zeigen, dass der Gedanke des Heiligtums spätestens beim Wiederaufbau wieder stark in den Fokus gerückt wird.

b) Verbindung und Identifikation

Neu ist jedenfalls, dass der Dom nicht nur mit diversen Superlativen als Kostbarkeit beschrieben wird, er wird erstmals auch als verbindendes Element beschrieben. So zeigt sich bei den Aufräumarbeiten „die Verbundenheit der Bevölkerung Wiens und ganz Österreichs mit dem Stephansdom“, es wird also das Einende vorangestellt, das sich auch an der „Geberfreudigkeit aller Volksschichten“ ausmachen lässt.³⁰² So zeigt sich, dass der Dom über sämtliche Klassenunterschiede hinweg ein Symbol der Einigkeit sein soll. Es ist gleichsam der „Stolz der Wiener“, „im Herzen der österreichischen Hauptstadt“ gelegen,³⁰³ also wiederum auf die Hauptstadt bezogen und in diesem Fall noch nicht auf die gesamte Nation. An anderer Stelle heißt es allerdings, dass der Dom gewissermaßen ein Symbol ist, „wie ein Gelöbnis zur neuen Einigkeit des österreichischen Volkes“, ³⁰⁴ also wieder eine verbindende Funktion ausübt.

c) Heimat und Wahrzeichen Österreichs

Dies führt direkt zur letzten Beobachtung: Der Dom wird mit Heimat gleichgesetzt und bei vielen Gelegenheiten, wie schon vor dem Anschluss, als das Wahrzeichen Wiens, sowie ganz Österreichs gesehen. So ist der Dom die „sichtbar schwebende Seele Österreichs“, die „wie eine feierliche Gewähr für die Treue zur altherwürdigen österreichischen Tradition“ begriffen wird.³⁰⁵

Insgesamt und quantitativ ist die Assoziation mit dem Stephansdom als Wiener Wahrzeichen stärker vertreten. So wird es als „das Baudenkmal Wiens“³⁰⁶ oder das „erlesenste und schönste

³⁰¹ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

³⁰² Kleines Volksblatt, 20.10.1945. S. 6.

³⁰³ Weltpresse, 13.10.1945. S. 6.

³⁰⁴ Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3.

³⁰⁵ Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3. In diesem Fall handelt es sich um einen sehr poetischen Kommentar, bei dem ein Falke, der anscheinend im Dachstuhl des Domes wohnt, als Stellvertreter für den Dom gilt.

³⁰⁶ Österreichische Zeitung, 23.11.1945. S. 3.

Wahrzeichen Wiens“³⁰⁷, mitunter als das „Herz der österreichischen Hauptstadt“³⁰⁸ bezeichnet. Es wird letztlich in Bezug auf die Brandkatastrophe auch gefragt: „Ging nicht mit der Stephanskirche die Größe Wiens in Flammen auf?“³⁰⁹ Auch hier ist also zu beobachten, wie der Stephansdom als pars pro toto für die ganze Stadt verstanden wird. Es gibt bei keinem anderen Gebäude der Stadt eine vergleichbare Wortwahl. Vergleichbar vielleicht ist in einem Artikel die Bedeutung der Schauspielerin Lizzi Waldmüller zu interpretieren, die angeblich von einem Granatsplitter getötet wurde. Der Autor fragt, anschließend an die voran gegangene Frage „Und wurde nicht auch die Anmut Wiens tödlich getroffen“, als diese Person des öffentlichen Lebens ermordet wurde? Mit dem Stilmittel der rhetorischen Frage stellt der Autor des Textes, übrigens Oskar Maurus Fontana,³¹⁰ den Stephansdom und Waldmüller auf die gleiche Ebene und nutzt sie als Stellvertreter für den Schaden, den die Stadt Wien erlitten hat.³¹¹

Der Begriff der Heimat wird ebenso wie der des Wahrzeichens mit dem Stephansdom assoziiert. Das wird in einem Artikel deutlich, in dem zwei ehemalige Kriegsgefangene nach Wien zurückkehren: „Sie stehen vor dem Stephansdom und können es nicht fassen, dass sie wieder in der Heimat sind.“ Einer der Kriegsheimkehrer fragt den anderen darauf: „Hättest du das gedacht, dass wir den alten Steffl einmal wiedersehen würden? Ich weiß nicht recht, hab´ich einen Rausch oder was ist los?“³¹² Es wird hier deutlich gemacht, wie sehr der Stephansdom bereits als Symbol der Heimat verstanden wird. Die Assoziierung mit dem Stephansdom ist in sämtlichen Artikeln deutlich zu spüren, wie auch die zum Stephansturm und zur Pummerin im Einzelnen, letztere gehört „zu uns wie Stephansdom und Donau.“³¹³

Es ist primär zu beobachten, dass, wie bereits erwähnt, der Dom nach wie vor mehrheitlich für die Wiener als Wahrzeichen betrachtet wird und erst in nächster Instanz auch für die gesamte Nation Österreichs, wie am Beispiel der Zeitung „Neues Österreich“ zu erkennen ist:

³⁰⁷ Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5.

³⁰⁸ Weltpresse, 13.10.1945. S. 6.

³⁰⁹ Neues Österreich, 23.4.1945. S. 3.

³¹⁰ Oskar Maurus Fontana hat in der unmittelbaren Nachkriegszeit einen bedeutenden Einfluss auf den Presseverband ausgeübt. Vgl. Alexandra Reininghaus: Oskar Maurus Fontana. Das Profil eines österreichischen Journalisten. Dissertation, Salzburg, 1983.

³¹¹ Neues Österreich, 23.4.1945. S. 3.

³¹² Österreichische Zeitung, 4.9.1945. S. 3. Dieser Artikel in der österreichischen Zeitung ist naturgemäß reich an pro-russischer Propaganda. So loben die beiden ehemaligen Gefangenen die Behandlung im russischen Gefängnis im Verhältnis zu ihrer Zeit in der Wehrmacht. Der Wahrheitsgehalt dieses Artikels ist dementsprechend zu hinterfragen.

³¹³ Kleines Volksblatt, 25.12.1945. S. 7.

Der Stephansdom mit seinem herrlichen Turm ist mehr als das Wahrzeichen einer Stadt, er ist unser aller Stolz, und die Liebe jedes Wieners, jedes Österreichers gehört ihm. Der Stephansdom steht über allen Parteien. Selten hat die Zuneigung zu einem Bauwerk so herzliche Formen angenommen, wie hier in Wien zum „alten Steffl“.³¹⁴

Zuerst ist er also als Stolz der Stadt Wien charakterisiert und danach – oder darüber hinaus – auch als das jedes Österreichers. In diesem Ausschnitt wird auch die einigende Funktion des Domes sichtbar, die nun deutlich stärker akzentuiert wird als dies noch vor dem Anschluss der Fall gewesen ist.

4.4. Zusammenfassung der Ergebnisse der zweiten Metaphernanalyse

Der deutlich umfangreichere Textkorpus machte eine größere Ausdifferenzierung möglich, die wiederum erlaubte, Denkmuster aus den metaphorischen Konzepten abzuleiten. Bevor nun die zentrale Forschungsfrage beantwortet wird, werden in kurzen Worten die Ergebnisse der zweiten Metaphernanalyse zusammengefasst.

Es ist in erster Linie bemerkenswert, dass der Stephansdom quantitativ sehr präsent ist. Im untersuchten Zeitraum, also im Jahr 1945 und nach der Zerstörung des Domes, kann – besonders im Verhältnis zur zuvor untersuchten Zeitperiode – von einer enormen Menge an Inhalten ausgegangen werden, die von Zeitungen zu Artikeln verarbeitet hätten werden können. Insofern ist es erstaunlich, dass dem Stephansdom viele Texte gewidmet sind. Dies spricht bereits für die Bedeutung, die ihm im Laufe der nächsten Jahre zukommen wird (siehe Ausblick). Da der Dom in den letzten Tagen des Krieges schwer beschädigt wurde, ist hier eine andere Form der Berichterstattung zu erwarten gewesen als zuvor. Die meisten Artikel können wie ein Nachruf gelesen werden, ein meist stark emotionsgeladener Kommentar für dieses Gebäude. Ist ihr Nachrichtengehalt also als geringer einzustufen als ein gewöhnlicher Ereignisbericht, so ist die wertende Eigenart des Kommentars ein guter Einblick in vorherrschende Denkmuster in Bezug auf ein bestimmtes Thema, in diesem Fall der Bedeutung des Domes für die Bevölkerung.

In diesem Fall haben sich einige Metaphernkonzepte klar herausarbeiten lassen, die weitgehend koexistieren ohne sich zu widersprechen. Die Vermenschlichung des Domes ist ein zentrales Motiv, wobei dieses Motiv stark differenziert werden kann. So ist eines der Leitmotive der Dom als Opfer des Nationalsozialismus erkennbar. Ihm wird eine passive Rolle zugedacht, er ist schutzlos gegenüber den Verbrechen, die an ihm verübt werden und selbstverständlich

³¹⁴ Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

unschuldig. In Zusammenhang mit den Nationalsozialisten lässt sich eine klare Dämonisierung der Wehrmacht ausmachen, die anhand des Domes, als Symbol christlicher Nächstenliebe, deutlich gemacht wird. Während die Nationalsozialisten also als entweder barbarisch, sprich heidnisch, oder als teuflisch charakterisiert werden, ist der Dom das Wahrzeichen für die Stadt Wien und die Wiener, womit anhand des Domes eine klare Positionierung stattfindet, die im übertragenen Sinn auf einen kurzen Satz gebrochen werden kann: Wir, die Wiener, deren Wahrzeichen der Stephansdom ist, sind von den Nationalsozialisten, also den anderen, verwundet worden. Das Motiv der Wunde ist eines der am häufigsten Vorkommenden, wobei entweder der Dom Wunden erlitten hat, oder aber noch prägnanter, der Dom eine Wunde der Stadt ist. Auch hier ist der Gedanke des Opfers eines Gewaltverbrechens, vorherrschend. Mit der Wunde kombiniert wird nun das Konzept des Körpers der Stadt Wien. Wien wird als Organismus verbildlicht, in dessen Herz der Stephansdom liegt, oder aber dessen Herz der Stephansdom ist und dieser ist schwer verwundet und ausgeblutet.

Mit der Wunde einher geht auch das Konzept von Heilung. So sei es die Pflicht der Wiener, diese Wunde wieder zu heilen und sich damit auch selbst zu heilen. Bemerkenswert ist, dass zu diesem Zeitpunkt noch keine konkreten Pläne vorgestellt werden, wie der Dom wieder aufgebaut werden soll. Nur an wenigen Stellen wird dies gelobt, gelegentlich werden auch die akutesten Maßnahmen angesprochen, diesen Dom vor dem bevorstehenden Winter zu schützen, aber bis es Pläne zum Wiederaufbau thematisiert werden, vergehen noch einige weitere Monate. Im untersuchten Zeitraum ist eine genauere Beschreibung der Schäden und auch eine Berichterstattung über die Ereignisse, die zur Zerstörung geführt haben, vorrangig.

Das Konzept der Wunde ist dominant, ein weiteres Denkmuster ist allerdings ebenfalls häufig vertreten: Der Dom wird als verwüstet beschrieben. Hier lassen sich diverse Assoziationen einordnen, die insgesamt in das Konzept von „Ruine“ und „Wüste“ passen, doch ist dieses Konzept nicht in einer vergleichbaren Weise konsequent, wie es bei dem Konzept der Wunde der Fall ist. Es ist aber ein völlig unabhängiges Konzept, das den Gedanken hervorhebt, dass der Dom nun leer und trostlos ist, während er davor – wieder ein wiederkehrendes Konzept, allerdings nur in geringer Anzahl vertreten – wie eine Blume erblüht ist. Hier ist der Kontrast zwischen Assoziationen wie „lebendig“, „wachsend“ und „verwüstet“ hervorzuheben.

Ein weiteres Konzept, das auf die Bedeutung des Stephansdomes schließen lässt, ist die Wertschätzung, die ihm entgegen kommt. Begriffe wie „Kostbarkeit“ oder „unersetzbar“ sind häufig vertreten, wenn der Verlust des Domes beklagt wird. Es werden an keinem Punkt materielle Kosten angesprochen, also monetäre Summen genannt, die den Wiederaufbau des

Domes oder dessen tatsächlichen Wert beziffern, wobei letzteres bei einem historischen Monument ohnehin kaum umsetzbar wäre. Zentral ist aber die Idee, dass der Wert des Domes in seiner Funktion als Wahrzeichen der Stadt und auch seiner Kunstfertigkeit besteht. Besonders der gotische Turm, der Steffl, der immer wieder in den Fokus gestellt wird, ist in vielen Fällen als das hervorragendste Element der Kirche dargestellt und wird auch häufig als weltweit einzigartig bezeichnet. Dass es sich hierbei um ein Gebäude handelt, das in keiner Weise von den Nationalsozialisten mitgeprägt wurde und dass in der Zeit des Weltkrieges weniger beachtet wurde, spricht dafür, dass es nun wieder in den Vordergrund gestellt wird und als Symbol des österreichischen Volkes inszeniert wird.

Das Schema von Höhe und Tiefe ist in diesem Fall auch aufgrund der sakralen Komponente des Kirchenbaus quasi omnipräsent. Wieder ist der Turm in einer prominenten Funktion, gewissermaßen als Mittler zwischen Himmel und Erde, wobei eine eindeutige hierarchische Struktur auszumachen ist. Diverse alltägliche Redewendungen und sprachliche Ausdrucksformen untermauern den Gedanken, dass Tiefe negativ konnotiert ist („in die Tiefe stürzen“), während Höhe positiv aufgeladen ist („emporstreben“). Der Stephandom erfüllt dieses Schema zur Gänze und mit seinem Turm im Besonderen.

Für die Forschungsfrage relevant ist die Beobachtung, dass der Begriff „Wahrzeichen“ sehr häufig vorkommt, die Darstellungen des Domes aber immer wieder darauf hinweisen, dass es sich auch hier noch in erster Linie um ein Wahrzeichen für die Stadt Wien und deren Bevölkerung handelt. Es ist jedoch festzustellen, dass der Dom in vielen Fällen auch bereits für die gesamte Nation stellvertretend genannt wird, so gilt er als Symbol für die „Seele“ des Landes oder als Wahrzeichen des ganzen Landes, wobei von Artikel zu Artikel diese Funktion in verschiedenen Ausmaßen beschrieben wird; in einigen als Beispiel für die kulturellen Leistungen des Landes, in anderen als Symbol für den kunsthistorischen Wert, in anderen als Symbol des christlichen Gedankenguts. In jedem Fall allerdings wird der Stephandom keiner bestimmten Fraktion oder Partei zugeordnet, er steht für die gesamte (Wiener) Bevölkerung und soll ihnen ein verbindendes Element sein. Das Einende wird in manchen Fällen in den Mittelpunkt gerückt. Natürlich ist der Dom von Vornherhein keiner politischen Partei zuordenbar, aber es ist auffällig, dass sämtliche Zeitungen, die von unterschiedlichen Interessensgruppen mitbestimmt werden, den Dom als verbindendes Element über Parteigrenzen hinaus inszenieren.

In diesen Zusammenhang ist auch das Konzept von Heimat zu erwähnen. Der Stephandom wird in manchen Fällen nicht nur als Symbol der Heimat, sondern auch als Heimat selbst

identifiziert. Als besonderes Beispiel sind die Kriegsheimkehrer zu nennen, die sich erst in dem Moment wieder in ihrer Heimat wähen, als sie den Turm des Stephansdomes erblicken.

Zusammenfassend lässt sich also beobachten, dass besonders Metaphernkonzepte, die den Dom als verwundeten Menschen charakterisieren, vorrangig als Opfer von Gewalt, vorherrschen. Weitere Konzepte, wie das von Kostbarkeit oder Verwüstung, lassen weitere sprachliche Konzepte erfassen. Die Inszenierung des Domes als Symbol der Heimat und Wahrzeichen von Wiens und ganz Österreich ist bereits deutlich auszumachen, während die christliche Komponente nur in einzelnen Fällen, viel weniger als es bei einem Dom zu erwarten wäre, auftritt. Das Schema von Höhe und Tiefe lässt sich ebenso in das Konstrukt einordnen wie die Dämonisierung von allem, was nationalsozialistisch ist, wobei immer wieder zum Ausdruck gebracht wird, dass die Nationalsozialisten den Dom zerstört haben, während die Alliierten als Retter auftreten, ein Umstand, der zweifelsohne den politischen Machtverhältnissen des entsprechenden Zeitraums geschuldet ist.

4.5. Ausblick auf den Wiederaufbau

Es erscheint zwingend erforderlich, einen kurzen Ausblick auf die intensive Phase des Wiederaufbaus des Stephansdomes, der 1952 abgeschlossen wird, zu geben, da dieser zwar nicht in den eng gefassten Zeitrahmen der Arbeit fällt, aber eine direkte Folge der hier beschriebenen Ereignisse ist und konsequenterweise alle bisher geprägten Metaphernkonzepte weiterführt. Im Grunde lässt sich also sagen, dass das Fundament dessen, was in den großen Kampagnen zum Wiederaufbau auftreten wird, bereits in den hier beschriebenen Artikeln gelegt wurde.

War der Stephansdom bereits in dem Zeitraum unmittelbar nach dessen Zerstörung ein Wahrzeichen der Stadt, so entwickelt sich dieser Gedanke weiter und -während anfangs Wien noch im Fokus steht- wird auf ganz Österreich ausgeweitet. Die großen landesweiten Spendenaktionen führen dazu, dass der Dom auf eine neue Weise betrachtet, als das „Nationalheiligtum“, ein Begriff, der in dieser Form im untersuchten Zeitraum kein einziges Mal erwähnt wird, nun aber in einer überwältigenden Flut.³¹⁵ Dasselbe gilt für die Pummerin, deren Reise von Oberösterreich bis Wien einer enormen PR-Aktion entsprechend in einer fast

³¹⁵ Vgl. U.a. Der Österreicher, Zürich, 15.5.1952. N.Y.Staatszeitung und Herold, Freitag, 5.5.1952, Volksbote, 27.4.1952, Presse, 27.4.1952, der österreichische Bauernbündler, 12.4.1952, Sonntagspost, 6.4.1952, Das kleine Volksblatt, 29.2.1952.

unüberschaubaren Anzahl an Artikeln besprochen wird. Auch sie wird als „Symbol eines eingen Österreich“ verstanden.³¹⁶

Bereits zur vorläufigen Eröffnung des Domes, als der Hallenchor wieder zugänglich gemacht wurde, gab es Eröffnungsfeierlichkeiten, die ein Vorbote dessen waren, was 1952 medial transportiert werden sollte. Auch hier wird der „Stolz auf ihre [der Wiener, Anm.] Vaterstadt“ angesprochen,³¹⁷ aber auch, angesichts der großen Menschenmenge, „dass hier nicht nur Wien und Österreich, sondern das ganze Abendland Anteil nahm“.³¹⁸ „Das Kleine Volksblatt“ spricht ebenfalls die Bedeutung dieses Tages an: „In dieser Stunde findet das kleine, arme Österreich sein Antlitz wieder und zeigt der Welt seinen inneren Reichtum.“³¹⁹

Rund um die Wiedereröffnung wächst das mediale Interesse im In- und auch Ausland ins kaum noch Überblickbare. Es ist schwer möglich, eine komplette Auflistung alleine der Presseartikel, die zwischen Jänner und Mai 1952 über die Wiedereröffnung verfasst wurden, zu geben, es sind insgesamt weit über dreihundert alleine in österreichischen Zeitungen, von kurzen Pressemeldungen zu bebilderten Sonderausgaben wird der Stephansdom enorm thematisiert.³²⁰ Als Beispiel sei die Liste der offiziell eingeladenen Zeitungen bei der großen Eröffnungsfeier des Domes genannt, bei denen es sich um knapp über drei Dutzend handelt.³²¹

Auch im Ausland wurde der Wiederaufbau beobachtet, schließlich waren einige Länder, darunter die der Besatzer, die Nachbarländer und weitere europäische Länder, auch an der Spendenaktion beteiligt. Besonders Dänemark widmet dem Stephansdom eine beachtliche Menge an Artikeln.³²² Die Fülle an Artikeln liegt auch an dem längst überwundenen Ressourcenproblem und der damit einher gehenden Menge an Tageszeitungen, Magazinen und Lokalblättern. Immer wieder, auch wenn es keine naktuellen Anlass gibt, wird von einigen Zeitungen über die Fortschritte am Stephansdom oder rückblickend über dessen Zerstörung

³¹⁶ Vgl. Tiroler Nachrichten, 26.4.1952. Weitere Erwähnungen der Pummerin als Nationalsymbol, siehe u.a.: Kärntner/Burgenländisches/ Niederösterreichisches Volksblatt, 3.5.1952, St.Pöltner Zeitung, 1.5.1952.

³¹⁷ Die Presse, 19.12. 1948.

³¹⁸ Wiener Montag, 19.12.1948.

³¹⁹ Das kleine Volksblatt, 19.12.1948.

³²⁰ Die genaue Anzahl wurde nicht ermittelt, das Domarchiv besitzt vier gefüllte Aktenordner, die ausschließlich Presseartikel über die dargelegte Zeit enthalten, wobei kein Anspruch auf Vollständigkeit gegeben werden kann. Vgl. Domarchiv, Pfarrchronik 1952 I – IV.

³²¹ Auch hier sei auf das Domarchiv verwiesen, das die offiziellen Dokumente zu der Feier archiviert hat. Karton 16.

³²² Vgl. Saterns Tidning, 3.5.1952.

geschrieben. „Die Presse“ schreibt etwa der Gastautor Dr. Heindl vom Stephansdom unter anderem als einem „Symbol Europas“:

Es war freilich mehr als ein Gebäude, das in den apokalyptischen Tagen von 1945 vor unseren Augen zusammenstürzte. Es war ein Symbol Europas, geboren aus dem gleichen Geiste, der den Däumling unter den Kontinenten zum König seiner Brüder machte.³²³

Andere Artikel lassen Kritik zu, dass der Baufortschritt zu langsam vor sich gehe, während wieder andere die konstanten Leistungen der Dombauhütte loben.³²⁴ Doch die Artikel in der Zeit zwischen 1948, also der vorläufigen Wiedereröffnung des Domes und 1952, der Wiederkehr der Pummerin und der damit verbundenen offiziellen Einweihungsfeier des gesamten Domes, sind inhaltlich im Wesentlichen homogen, ebenso wie semantisch. Eine Metaphernanalyse dieser Zeit wäre aufgrund der Datenmenge durchaus denkbar, würde aber ähnliche Ergebnisse liefern wie der kurze Blick auf das Jahr 1945, lediglich bereichert durch diverse Superlative, die ab April 1952, den Tagen der Einweihungsfeier, noch einmal gesteigert werden würden.

Am 12. April 1952 etwa schreibt der „österreichische Bauernbündler“ im Titel: „Der „Steffel“ feiert „Auferstehung“. Darunter liest man weiters „Österreichs Nationalheiligtum wiederhergestellt“.³²⁵ Der Vorarlberger Volksbotte schreibt „Das Wahrzeichen Österreichs neu erstanden“ am 3.5. 1952.³²⁶ Die Tiroler Tageszeitung widmet dem Dom zwei Wochen nach der Eröffnung noch eine ganze Seite mit dem Titel „Symbol für Österreich“ und schreibt über den Südturm: „Der „Steffel“ war seit jeher nicht nur das emporragende Wahrzeichen der Kaiserstadt an der Donau, sondern der künstlerisch erhabenste Ausdruck des Kulturwillens und der Schaffenskraft der Völker des mitteleuropäischen Raumes.“³²⁷ Dass es sich nicht nur um das Symbol der Hauptstadt handelt, schreibt auch die Volkspresse: „Nicht Wien, sondern Österreich hat seinen Dom, sein Nationalheiligtum wieder.“³²⁸ Auch international sind ähnliche Meldungen zu lesen. „Österreich hat sein Nationalheiligtum wieder aufgebaut“, ³²⁹ dasselbe schreibt „Der Sonntag“.³³⁰ In sämtlichen Lokalblättern von St. Florian bis Wien wird zudem

³²³ Die Presse, 26.3.1950.

³²⁴ Vgl. Wiener Kurier, 20.4.1949.

³²⁵ Der österreichische Bauernbündler, 12.4.1952.

³²⁶ Vorarlberger Volksbotte, 3.5.1952.

³²⁷ Tiroler Tageszeitung, 26.4.1952.

³²⁸ Österreichische Volkspresse, 1.5.1952.

³²⁹ N.Y.Staatszeitung und Herold, 9.5.1952.

³³⁰ Der Sonntag, 18.5.1952.

die Reise der Pummerin genauestens und mit Lokalkolorit ergänzt, festgehalten. Selbst der an sich völlig bedeutungslose Zwischenfall bei der Reise, bei dem ein Defekt an der Transportmaschine eine einstündige Verspätung verursachte, wird ausgiebig kommentiert.³³¹

Der große Tag der Einweihung der Pummerin am Stephansplatz, das Finale der Aktion, ist medial noch einmal stärker präsentiert. Von einem „Massenansturm“ schreibt die „Welt am Montag“³³² am 4.5., einem „jublenden Triumphzug durch ein im sonnigen frühlingssünen Grün nach bösen Jahren einer frohen Wende entgegengleichendes Land“ die „Neue Wiener Tageszeitung.“³³³

Darüber hinaus wird allerdings weiterhin immer wieder auch von einem „Wahrzeichen von Wien“ gesprochen und der ganzösterreichische Aspekt nicht erwähnt.³³⁴ Somit lässt sich feststellen, dass beide Motive, Wahrzeichen Wiens und Nationalheiligtum, sich nicht ausschließen, sondern parallel fortexistieren.

Einen großen Beitrag zur Homogenität der medialen Berichterstattung wurde zweifellos durch vorgefertigte Publikationen zur Eröffnung des Domes begünstigt, deren Inhalte teilweise wortwörtlich als Artikel abgedruckt wurden. Der Text enthält wesentliche Äußerungen, die die Themenkomplexe und Bildkontexte rund um den Stephansdom in der Berichterstattung mitprägten: so enthält der Text die bedeutende Passage:

„Denn es gibt im ganzen Land wohl kein Bauwerk, in dem sich so sehr alle Epochen und Abschnitte, alle Kräfte und Faktoren der österreichischen Geschichte verewigt haben, in dem sich die ganze, reiche, vielfach verschlungene, problemreiche und eindrucksvolle Geschichte Österreichs so getreulich widerspiegelt, wie im Stephansdom.“³³⁵

Zeitungen, wie etwa die „Wiener Presse“ übernehmen diese Inhalte teilweise wörtlich: „[...] so spiegelt der Dom wie kein anderes Bauwerk die ganze vielfältige und verschlungene Geschichte Österreichs.“³³⁶ Besonders energisch betont schließlich die „Tiroler Tageszeitung“ die Bedeutung von Dom und Staat:

„So schlang der Dom in den finstersten Tagen seiner Zerstörung ein einigendes [...] Band um alle Katholiken Österreichs, so wurde der Wiederaufbau des Domes zu einem, wenn auch

³³¹ Weltpresse, 25.4.1952.

³³² Welt am Montag, 4.5.1952.

³³³ Neue Wiener Tageszeitung, 6.5.1952.

³³⁴ Siehe u.a. Die Presse, 29.2.1952, Schwäbische Landeszeitung, 6.2.1952.

³³⁵ Oskar Gürth, Gabrielle Thun (Hrsg.): Der Dom zu St. Stephan. Festschrift zur Wiedereröffnung des Albertinischen Chors. Wien, 1952. S. 20.

³³⁶ Die Presse, 26.4.1952.

begrenzten, Sinnbild des inneren und äußeren Aufschwunges unseres Volkes, so wurde der Dom – wie schon so oft in der Geschichte des Landes – Österreich.“³³⁷

Es ließen sich nun Vermutungen anstellen, warum nun der Begriff des Nationalheiligtums besonders zur Zeit der Wiedereröffnung des Domes und der Feier um die Pummerin derart präsent ist. Eine Möglichkeit ist, dass jede Konnotation mit dem Begriff „national“ unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg unweigerlich zu Assoziationen mit dem Nationalsozialismus geführt hätte, weshalb von der Verwendung abgesehen wurde. Sieben Jahre später allerdings, als die Republik dem Staatsvertrag recht nahe gekommen war, könnte es wieder als zulässig betrachtet worden sein, von einer Nation Österreich und einer damit einhergehenden Nationalsymbolik zu sprechen.

Aber auch ohne den Begriff des Nationalheiligtums, der die katholische Komponente hervorhebt, oder Nationalsymbols, der im Vergleich religionsneutral ist, wird in der gesamten Berichterstattung dasselbe Konzept tradiert: Während manche von einem „Sinnbild Österreichs“³³⁸ und andere von einem „Bollwerk des Abendlandes“³³⁹, so ist die verbindende und einigende Funktion des Domes immer präsent. Diese wird auch deshalb besonders betont, da die Wiederaufbauarbeiten als Gemeinschaftsleistung des gesamten Landes dargestellt werden: „Und das Wunder geschah! Es geschah, weil sich beim Wiederaufbau alle Österreicher zusammenfanden, gleichgültig, in welchem Lager sie sonst stehen mögen, weil sie alle erkannt haben, was der Stephansdom heute wie einst für ihre Heimat bedeutet.“³⁴⁰ Dabei wird der Stephansdom primär als Wahrzeichen für die Stadt Wien, in zweiter Linie für die Nation Österreichs und in manchen Fällen auch für das christliche Abendland instrumentalisiert.

Der kurze Ausblick, der die Spendenaktion und die großen Kampagnen rund um den Wiederaufbau bewusst ausgeklammert hat, konnte vermitteln, dass das Werden des Domes zum Nationalsymbol spätestens mit der feierlichen und offiziellen Wiedereröffnung im Jahr 1952 vollständig abgeschlossen war, wobei dem Fest noch einmal eine besondere psychologische Komponente zuzuschreiben ist, wie Eberhardt, den Theorien von Bruckmüller und Assmann folgend, darlegt.³⁴¹ Das Prozesshafte ist daran auszumachen, dass sich die Berichterstattung über den Dom quantitativ zur Wiedereröffnung hin verdichtet und die Wortwahl ebenso auf ein

³³⁷ Tiroler Tageszeitung, 26.4.1952.

³³⁸ Volkszeitung, 27.4.1952.

³³⁹ Volksbote, 18.11.1951. Hier ist eine offensichtliche militärische Komponente enthalten die, im Kontext gelesen, auf die Zeit der Türkenbelagerungen anspielt.

³⁴⁰ Kleine Zeitung, 27.4.1952.

³⁴¹ Eberhard, S. 110. Bruckmüller, 1994, S. 19. Assmann, 1992, S. 57.

stärkeres Bewusstsein der Funktion des Domes hindeutet, was die vermehrte Verwendung des Begriffes „Nationalsymbol“ untermauert.

Die Artikel nach 1945 wurden keiner Metaphernanalyse unterzogen, da diese den Rahmen dieser Arbeit um ein Vielfaches gesprengt hätten. Sie unterstützen aber auch ohne eine solche die im Vorhinein festgelegte These, dass die Inszenierung des Stephansdomes zum Nationalsymbol ein fortschreitender Prozess ist, der mit der Wiedereröffnung bereits abgeschlossen ist.

Es ist nun möglich, die Ergebnisse beider Metaphernanalysen zu vergleichen und unter Berücksichtigung des Ausblicks die eingangs gestellte Forschungsfrage zu beantworten.

5. Vergleich der Metaphernanalysen, Präsentation der Ergebnisse

Aus den beiden vorangegangenen Metaphernanalysen lassen sich nun Kontinuitäten und Brüche ableiten, die auf dahinterliegende Denkmuster schließen lassen. Ebenso sind Entwicklungen im Sinne von Verstärkungen und Abschwächungen festzustellen, aus denen in letzter Konsequenz die bis heute vorherrschenden sprachlichen Bilder abzulesen sind, die den Stephansdom als Nationalsymbol betreffen.

Als in beiden Fällen dominantes Konzept hat sich die Personifikation des Domes erwiesen. Die häufige Verwendung des Kosenamens des Domes, beziehungsweise des Südturmes, „Steffl“, deutet darauf hin, dass eine Vertrautheit zwischen Leser und Gebäude suggeriert wird. Selten wird alleine vom Steffl gesprochen, viel häufiger ist vom „alten Steffl“ die Rede oder gar von „unserem alten Steffl“, also einer weiteren Einbeziehung in eine größere Gemeinschaft, wobei das alt auf die historische Tradition des Gebäudes referiert. Diese und weitere Bezeichnungen dieser Art sind während des gesamten Untersuchungszeitraumes präsent und betreffen auch sämtliche untersuchten Zeitungen, womit einwandfrei gesagt werden kann, dass es sich bei der Personifikation als Sonderform der Metapher um ein kollektivbewusstes Sprachbild handelt. Interessant ist hierbei die Ausdifferenzierung: Wie beschrieben wird der Stephansdom in der ersten Analyse, also in den Jahren vor dem Anschluss, noch sowohl als alter Mann, als auch als Frau versinnbildlicht, wobei letzteres klar in der Minderheit war. Der Bild vom Dom als schützender „Schoß“ oder seine gotsichen Formen gar als „Spitzenkleid“ zu bezeichnen, ist damals eine Ausnahme gewesen und hat sich auch später nicht durchgesetzt.

Dieses Sprachbild ist also, da es in Konkurrenz mit dem Sprachbild des alten Mannes stand, verschwunden. Es ist aber bemerkenswert, dass sich das Weibliche am Dom bei der Wiedereröffnung wieder durchsetzen wird, allerdings nicht beim Dom in seiner Gesamtheit, sondern nur bei der Pummerin, die, aufgrund des grammatikalischen Geschlechts vermutlich, in mehreren Artikeln als „Königin von Österreich“ bezeichnet wird.³⁴²

Neben dem auffällig häufig vorkommenden Bild des alten Mannes werden dem Dom auch andere Rollen als Mensch zugeteilt. So ist er im Zuge der Spendenaktion vor dem Anschluss mitunter als Bettler oder Bittsteller dargestellt. Diese Rolle übernimmt er übrigens wieder, als die große Spendenaktion zum Wiederaufbau nach der Zerstörung 1945 beginnt, also unmittelbar nach dem eigentlich untersuchten Zeitraum. Direkt nach dessen Zerstörung im April 1945 und den Folgemonaten hat sich allerdings gezeigt, dass die Rolle des Bittstellers quasi nicht mehr existent ist. Viel eher wird der Stephansdom nun als Symbol der Zerstörung und damit einher gehend als Opfer und – prägnanter noch – Ankläger dargestellt. Zwar ist der Opfergedanke auch vor dem Anschluss präsent, doch geht es hier um die Aufopferungsbereitschaft der Bürger für den Dom, im späteren Fall jedoch ist der Dom ein Opfer von Gewalt, also ist der Opfergedanke hier ein anderer. In beiden lassen sich jedoch – um etwas vorzugreifen – Wertvorstellungen des christlichen Glaubens erkennen.

Als Opfer von Gewalt ist der Stephansdom passiv, die Bezeichnung als „stummer Zeuge“ geht damit einher. Anders verhält es sich mit der Anklägerrolle: „Die Steine schreien zum Himmel“ war eine Überschrift in einem der dazu passenden Artikel.³⁴³ Es gibt also im Übrigen eine Korrelation zwischen laut – leise und Opfer – Ankläger, wobei die beiden Rollen mitunter simultan auf den Dom projiziert werden. Die Vorstellung von Ankläger gegen die Kriegsverbrechen ist vollkommen neu und den Ereignissen jener Zeit zuzuschreiben, die Opferrolle tritt nun deutlich in den Vordergrund. Es könnte im Zusammenhang mit der Opferrolle ein anderes Konzept assoziiert werden, das in der ersten Metaphernanalyse behandelt wurde, un zwar das des Kampfes oder der Bedrohung. So war der Dom als Schutz imaginiert, als „Hüter“ der Stadt,³⁴⁴ der auch Trost spendete. Kampfhandlungen waren nur im literarischen Sinne eines Kampfes gegen die Zeit mit dem Dom assoziiert, eine Formulierung, die nach dessen Zerstörung vermutlich als unpassend angesehen wurde und nicht mehr vorkommt. Während der Dom also vor dem Anschluss auch mit Kampf assoziiert werden

³⁴² Tiroler Nachrichten, 26.4.1952. S. 6.; Kärntner Volksblatt, 3.5.1952. S. 11.

³⁴³ Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5.

³⁴⁴ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

konnte, ist er nach dessen Zerstörung eindeutig in die Rolle des Opfers einzuordnen, Kampfmetaphorik ist unmittelbar nach dem Krieg nicht zu finden, was auf die Inszenierung des Domes als „unschuldiges“ Gebäude passt. Würde unmittelbar nach dem Krieg der Dom als „Bollwerk“ bezeichnet werden, so könnte man dies als Verteidigungsstellung und damit als militärisch relevantes Ziel auslegen, was nicht im Interesse der Alliierten oder der Redakteure gewesen sein kann. Schließlich wurde der Dom dazu bestimmt, im öffentlichen Raum eine – wie noch zu zeigen ist – identitätsstiftende Rolle zu übernehmen. Die Kampfrhetorik im Zuge der Spendenaktion vor dem Anschluss weicht dem Sprachbild des Domes als Opfer von Kriegshandlungen oder – häufiger noch – Verbrechen.

Es ist also in Bezug auf die Personifikationen zu bemerken, dass der Stephansdom mehrere Funktionen erfüllt. Das übergeordnete Konzept Dom = Mensch kann einwandfrei belegt werden, die Subkategorien zeigen aber situationsbedingte Wandlungen auf: So wird er als Bettler, als Opfer und als Ankläger personifiziert, während gleichzeitig und dazu nicht im Widerspruch stehend, das Bild Dom = alter Mann, über die Jahre hinweg konstant bleibt und sich gegenüber anderen Bildern durchsetzt.

Ebenfalls eine Wandlung zu beobachten ist bei dem Konzept Dom = Körper/ Organismus, einem Konzept, das mit dem eben besprochenen korreliert. Die Korrelation ist etwa dort auffällig, wo der Dom als Bettler „seine Hand ausstreckt“, um Gaben zu empfangen.³⁴⁵ Das Konzept des Domes als Körper ist vor dem Anschluss recht deutlich nachweisbar, etwa dann, wenn der Turm – als Auge – auf die Menschen herabblickt.³⁴⁶ Auch dieses Sprachbild hält sich nach der Brandkatastrophe weiter, doch kann mithilfe des Quellenmaterials festgestellt werden, dass das Metaphernkonzept des Körpers ausgeweitet wird, sodass es heißen müsste Wien = Organismus, denn an vielen Stellen, wird der Dom als „im Herzen der Stadt“ beschrieben oder sogar als „das Herz der Stadt“.³⁴⁷ Weitere dazu passende sprachliche Äußerungen wie „ausgeblutet“ lassen das dahinter stehende Konzept weiter ermessen.³⁴⁸ Der Körper der Stadt Wien ist verwundet und das Konzept der Wunde ist gerade nach der sogenannten Befreiung Wiens präsent. Werden also die Schäden der Stadt aufgezählt, so wird auch oft von Wunden gesprochen. Bemerkenswert ist die prominente Position, die dem Stephansdom in diesem Organismus zugesprochen wird, eben dem Herz der Stadt. Dies kann grundsätzlich auch aus geographischen Gründen zu erklären sein, schließlich ist der Dom tatsächlich der Mittelpunkt

³⁴⁵ Kleines Volksblatt, 6.2.1938. S. 6.

³⁴⁶ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

³⁴⁷ Weltpresse, 13.10.1945. S. 6.

³⁴⁸ Neues Österreich, 23.4.1945. S. 3.

der Stadt, so wie das Herz das Zentrum des Blutkreislaufes ist, doch mit der Bezeichnung Herz geht auch immer die romantische Symbolik einher. Das Herz wird grundsätzlich mit positiven Gefühlen, Freundschaft, Liebe und dergleichen, assoziiert (ein Metaphernkonzept in sich), sodass dem Stephansdom auch diese Eigenschaft, geliebt, zugesprochen werden kann. Dafür sprechende Aussagen finden sich auch schon in der ersten Metaphernanalyse.³⁴⁹

Der Stephansdom wird somit im organischen Sinne als Herz des Organismus‘ Wien verstanden, als auch im romantischen Sinn. Die zahlreichen Assoziationen mit Wunde und Verwundung, die sowohl der Personifikation des Opfers als auch dem Bild des Organismus zugeordnet werden können, belegen die These, dass es sich hierbei um ein größeres Netzwerk von Metaphernkonzepten handelt, denen dieselbe nüchterne Aussage zugrunde liegt: Der Dom ist ein wichtiger, zentraler Bestandteil der Stadt und er ist unverschuldet zu Schaden gekommen. Wichtig zu bemerken ist, dass es sich bei diesen Konzepten in den allermeisten Fällen um Bezüge zur Stadt Wien handelt und in nur sehr geringem Ausmaß um die österreichische Nation oder Bevölkerung.

Das Konzept des Organismus ist also neben dem der Personifikation ebenso häufig genutzt und lässt bereits Rückschlüsse auf Denkmuster zu: Der Dom hat, zumindest für die Stadt Wien, eine elementare und vor allem zentrale Bedeutung in ihrer Vorstellung. Es ist darauf hinzuweisen, dass dieses Konzept zwar in beiden Metaphernanalysen präsent ist, jedoch in der Ausführung wiederum unterschiedlich: Vor dem Anschluss ist der Dom selbst ein intakter Körper mit eigenen Organen, ist aber trotzdem schon in einigen Fällen in den Organismus Wien integriert. Nach der Brandkatastrophe wird dieses Konzept weiter gedacht und nun als verwundeter Organismus, der heilen muss, vorgestellt, wobei dem Herz als zentralem Organ und somit dem Stephansdom besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Ein gänzlich anderes Konzept ist nun das Bild vom Stephansdom als materieller Wert oder Besitz. In beiden Metaphernanalysen ist deutlich hervor gegangen, dass der Dom als eine große Kostbarkeit von mitunter unbezahlbaren Wert angesehen wird. Die Frage nach dem Besitz wird im Zuge der Spendenaktion implizit behandelt, da der Dom ja allen gehöre und damit auch alle Sorge tragen müssten, den Dom zu erhalten. Auch die häufige Verwendung von „unser Steffl“ kann als Besitzanzeige interpretiert werden. Es wird in keinem Fall widersprochen, wenn der Gedanke, explizit oder implizit, der Dom gehöre den Menschen, ausgesprochen wird. Die Überhöhung des Wertes des Domes ist in beiden Metaphernanalysen nachweisbar, so ist er

³⁴⁹ Zumindest die Wiener „lieben ihren Steffl“. Vgl. Neues Österreich, 23.4.1945. S. 3.

zunächst als „Kostbarkeit“³⁵⁰ und „von unschätzbarem Wert“³⁵¹ beschrieben, während er später als „sublimen Kristall“³⁵² bezeichnet wird. Dieses Metaphernkonzept, das mit der Formel Dom = Schatz beschrieben werden kann, ist also konstant. Gründe dafür können in der Erhöhung des Domes als kulturelle Errungenschaft des Volkes oder der Stadt angesehen werden, die auf die jahrhundertealte Geschichte des Domes zurückzuführen ist. Dass dieses Konzept genutzt wird, liegt mitunter daran, dem Leser ein Gefühl der Wertschätzung zu geben, damit, wie im ersten Fall, er für „sein“ Gebäude spendet, oder er wie im zweiten Fall daran erinnert wird, welche Kulturschätze es schon vor den Nationalsozialisten gegeben hat und wie die Nationalsozialisten damit umgegangen sind. In letztere Überlegung fließen die Sprachbilder ein, die nicht nur im Zusammenhang mit der Zerstörung des Stephansdomes für die Nationalsozialisten nach dem Abzug der Wehrmacht genutzt wurden. Damit sind die Konnotationen mit Vandalen, Barbaren und vor allem Verbrechern, mitunter auch Teufeln, gemeint.³⁵³

Neben diesen häufigen Metaphernkonzepten sind noch einige weitere eruiert worden, die in ihrem Vorkommen allerdings von weniger großer Bedeutung sind und damit nur bedingt Rückschlüsse auf Denkkonzepte geben. Darunter fällt etwa das Konzept von Wüste, das den Dom nach der Zerstörung meint, während er davor mit dem Konzept von Blume, also fruchtbar und wachsend, assoziiert war. Da dies aber nur in einigen wenigen Artikeln auszumachen ist, kann nicht ohne weitere Forschung von einem soliden Metaphernkonzept gesprochen werden, dasselbe betrifft das Thema „Stille“. Dieses ist war immer wiederkehrend, in beiden untersuchten Zeiträumen, doch kann kaum uitgemaakt werden, wie Stille nun konnotiert ist, da sie manchmal als „drückend“, also negativ, verstanden wird, manchmal aber auch als Ort der Ruhe und Erholung. Da es sich hierbei also um ein in sich widersprüchliches Konzept handelt, kann es nicht als Metaphernkonzept angenommen werden. In diese Kategorie ist auch das „Licht“ einzuordnen, das vielleicht eher einem Schema gleichkommt. Auch Licht wird mitunter positiv konnotiert, allerdings auch das Gegenteil „Dunkelheit“, das mitunter „weihevoll“ empfunden wird.³⁵⁴ Durch die Zerstörung des Daches tritt nun auch viel mehr Tageslicht in den Innenraum der Kirche, weshalb das im normalen Sprachgebrauch wohl durchaus positiv konnotierte Bild von Licht hier als Ausdruck der Zerstörung gebraucht wird.

³⁵⁰ Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938. S. 6.

³⁵¹ Weltpresse, 13.10.1945. S. 6.

³⁵² Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3.

³⁵³ Vgl. Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

³⁵⁴ Wiener Kurier, 30.8.1945. S. 2.

Anders wiederum verhält es sich mit dem Schema der Raumstrukturierung. Es ist eine eindeutige Hierarchie feststellbar, die dem allgemeinen Verständnis von oben = positiv, unten = negativ, wie es die wichtigsten Vertreter der Metaphernanalyse beschreiben, entspricht.³⁵⁵ Dadurch dass der Bau des Domes mit seinen markantesten Elementen hochgotisch ist, ist das himmelsstrebende Element einfach auszumachen. Anders würde es sich etwa mit der Staatsoper verhalten, die gänzlich frei von hohen Türmen und dergleichen ist. Hier ist aber ohne Schwierigkeiten eine positive Aufladung der Höhe zu identifizieren, ebenso wie eine negative für alle bodennahe oder mehr noch nach unten fallende Elemente zu konstatieren. So blicken die Besucher voller Stolz empor zum Dom, diesem „Hohelied der Architektur“,³⁵⁶ während die Sorge um den Dom „tiefempfunden“³⁵⁷ wird oder der Anblick des zerstörten Domes „niederschmetternd“³⁵⁸ ist. Die Hierarchisierung von oben und unten ist somit kein Metaphernkonzept oder Schema, das ausschließlich auf den Stephansdom zutrifft. Es handelt sich hierbei viel eher um eine bereits etablierte Vorstellung von Positionen im Raum, die mit positiven wie negativen Attributen assoziiert werden, die nun ebenso auf den dafür empfänglichen gotischen Bau übertragen wird.

Es stellt sich daher die Frage, ob der Nachweis dieses Schemas Rückschlüsse auf die Bedeutung des Stephansdomes und sein Bild in den Zeitungen der behandelten Zeit zulässt. Die Metaphernanalyse hat dieses Schema herausarbeiten lassen, das beweist, dass allgemein gängige Schemata auf den Dom ebenso angewandt werden. Dies ist prinzipiell wenig überraschend und lässt auch keine logischen Konsequenzen für die Forschungsfrage ziehen, doch lässt sich anhand der Analyse deutlich ableiten, dass der Dom in seiner Ganzheit als im übertragenen Sinne höher eingeschätzt wird als sämtliche anderen Gebäude. Die Wiener schauen zu ihm hinauf, eine Formulierung, die auch auf Idole mit Vorbildfunktion, modern ausgedrückt „role-models“, angewandt wird. Es könnte also argumentiert werden, dass der Stephansdom in seiner Funktion und mit dem hohen Stephansturm im Besonderen eine – wieder im übertragenen Sinne – überhöhte Position hat und damit in seiner Bedeutung noch einmal *aufgewertet* wird.

Die bisher resümierten Metaphernkonzepte und Schemata ließen sich auf vergleichsweise einfache Hauptkonzepte aufschlüsseln. Es ist aber auch von erheblicher Bedeutung, abstraktere Konstrukte auf ihr Vorhandensein und ihren Stellenwert im Bezug zu St. Stephan zu

³⁵⁵ Vgl. Johnson, 1987.

³⁵⁶ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

³⁵⁷ Tagblatt, 16.2.1938. S. 7, 8.

³⁵⁸ Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5.

untersuchen. Solche abstrakte Konstrukte sind in diesem Fall „Heimat“, „Heiligtum“ und „Wahrzeichen“. Wie sich nun zeigen wird, sind diese drei Begriffe zentral für die Forschungsfrage und lassen sich nur bedingt voneinander getrennt halten.

Das Konzept, den Dom als Heimat zu imaginieren, ist in der Zeit vor der Brandkatastrophe bereits implizit vorhanden. Hierzu passend könnte etwa die Schutzfunktion des Gebäudes assoziiert werden, oder auch der „mütterliche Schoß“ des Domes, der Trost spendet und Schutz bietet.³⁵⁹ Von einer wirklichen Heimat ist in den untersuchten Artikeln aber nichts erwähnt, doch ist dies in jedem Fall bereits angelegt. Nach der Brandkatastrophe jedoch wird der Gedanke, den Dom als Heimstatt der Österreicher zu imaginieren, deutlich. Besonders die „Österreichische Zeitung“ stellt eine Beziehung zwischen Heimat und Stephansdom in dem behandelten Artikel her, in dem zwei Österreicher aus der Kriegsgefangenschaft nach Wien zurückkehren und erst vor dem Stephansdom stehend realisieren, dass sie in ihre Heimat zurückgekehrt sind.³⁶⁰ Da es sich bei dem Konzept von Heimat um ein komplexes Gefüge aus verschiedenen Assoziationen handelt, müssen die möglichen hervorgehobenen Aspekte im Sinne des Highlighting bedacht werden: Heimat als Schutz ist, wie bereits gezeigt wurde, schon vor dem Anschluss angelegt, wobei hier auch andere Konzepte in Frage kommen würden. Nach der Brandkatastrophe hingegen stellt sich deutlich heraus, dass die Assoziation mit Heimat, wie im Falle der Kriegsgefangenen, gegeben ist. Der Stephansdom wird hier als identitätsstiftend erlebt und es kann argumentiert werden, dass Identität einen entscheidenden Aspekt in dem komplexen Konstrukt von Heimat darstellt.³⁶¹

Das Bild vom Dom als Heimat wird noch einmal enorm hervorgehoben, wenn die Eröffnungsfeierlichkeiten des Domes medial präsentiert werden. Nicht nur für die Pummerin wird der Stephansdom als Heimat assoziiert,³⁶² auch für alle Österreicher, denn der vielzitierte Satz „In seinen Hallen ist Österreich“, eine Abwandlung des bekannten Gedichtes über Feldmarschall Radetzky, wird in vielen Zeitschriften und Zeitungen übernommen.³⁶³ Wie aber an diesem Satz deutlich wird, ist auch hier nicht der Heimatbegriff erwähnt, sondern Österreich, womit die angedeutete Problematik gegeben ist, dass der Begriff Heimat nur implizit feststellbar ist, direkt aber nur selten vorkommt. Das Metaphernkonzept Dom = Heimat ist somit eines, das durch diverse Äußerungen und Assoziationen festgestellt werden kann,

³⁵⁹ Illustrierte Kronenzeitung, 2.5.1935. S. 5.

³⁶⁰ Vgl. Österreichische Zeitung. 4.9.1945.

³⁶¹ Vgl. Niethammer, 2000.

³⁶² Linzer Volksblatt, 19.3.1952. S.11.

³⁶³ Vgl. U.a. Presse, Wochenausgabe, 2.6.1952, Volksbote, 4.5.1952.

während Elemente, die dem Konzept von Heimat zugrunde liegen, auch anderen Konzepten zugeordnet werden könnten. Doch scheint es im Hinblick auf das Gesamtbild schlüssig, den Heimatbegriff mit seinen Assoziationen wie Schutz oder Identität, als Konzept zu benennen.

Ähnlich komplex verhält es sich mit dem Begriff Heiligtum. Ein Heiligtum kann allgemein als ein Ort oder ein Gebäude oder ein Gegenstand von großer religiöser Bedeutung definiert werden. Dass es sich bei einer großen Kathedrale wie dem Stephansdom um ein solches handelt ist durchaus nachvollziehbar. In der medialen Rezeption des Domes wird die sakrale Bedeutung des Kirchenbaues dementsprechend oft verwendet. Er wird durchwegs mit Begriffen versehen, die fast ausschließlich in sakralen Kontexten verwendet werden, wie etwa „weihevoll“,³⁶⁴ „Reliquie“³⁶⁵ oder „Hohelied“.³⁶⁶ Zudem wird der Dom auch explizit als Heiligtum genannt. Wie aus der ersten Metaphernanalyse deutlich hervorgegangen ist, sind auch christliche Werte, die ebenfalls eine komplexe Thematik für sich darstellen und nur skizziert werden konnten, mit dem Dom assoziiert, wobei die Aufopferung und Pflichterfüllung, sowie Vorstellungen von Nächstenliebe, zum Ausdruck kommen.

Es ist überaus bemerkenswert, dass der Dom nach der Brandkatastrophe zwar nach wie vor als „Heiligtum“ bezeichnet wird, das Vokabular, das dem christlichen Wortschatz zuzuordnen ist, andererseits nahezu ausbleibt oder nur noch vereinzelt vorkommt. Besonders ist hier, dass etwa die „österreichische Zeitung“ in dem untersuchten Zeitraum fast vollkommen darauf verzichtet, die sakrale Komponente des Domes anzusprechen. Er wird als „das berühmteste Baudenkmal Wiens“ bezeichnet,³⁶⁷ auch als „das schönste Wahrzeichen Wiens“,³⁶⁸ doch wird der Begriff „Heiligtum“ oder damit in Verbindung stehende Eigenschaftswörter nicht verwendet. An nur einer Stelle wird von dem Dom als „Gotteshaus“ geschrieben,³⁶⁹ doch lässt sich deutlich ablesen, dass der Schwerpunkt der Berichterstattung in der „österreichische[n] Zeitung“, sowie übrigens auch im „kleine[n] Volksblatt“, auf dem kunsthistorischen und historischen Wert des Domes liegt als auf seiner religiösen Bedeutung. Dies ermöglicht, den Dom jenseits aller Religionszugehörigkeiten als Symbol für alle Österreicher und den Wiederaufbau zu inszenieren. Andere Zeitungen hingegen machen durchaus Gebrauch von religiös konnotierten Begriffen.

³⁶⁴ Wiener Kurier, 30.8.1945. S. 2.

³⁶⁵ Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938. S. 6.

³⁶⁶ Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

³⁶⁷ Österreichische Zeitung, 23.11.1945. S. 3.

³⁶⁸ Österreichische Zeitung, 5.8.1945. S. 5.

³⁶⁹ Ebd. S. 5.

Der Begriff des Nationalheiligtums tritt in keiner einzigen Zeitung des untersuchten Zeitraumes auf. Über mögliche Gründe, besonders die Vorsicht im Umgang mit dem Begriff „national“ unmittelbar nach dem Nationalsozialismus, wurde bereits spekuliert, doch kann mit den Methoden der Metaphernanalyse keine wissenschaftlich nachvollziehbare Antwort gegeben werden. Auffällig ist jedenfalls, dass sich der Begriff bis zur feierlichen Wiedereröffnung und bis zum heutigen Tag durchgesetzt hat. Es ist aber zu bemerken, dass der Begriff von der katholisch geprägten Konnotation des Wortes „Heiligtum“ durch den Aspekt des Nationalen abgeschwächt wird, insofern, als dass der Dom verstanden werden kann, als ein Heiligtum für alle Angehörigen der Nation Österreich, mitunter unabhängig ihres religiösen Bekenntnisses. Hierbei handelt es sich aber nur um eine Theorie. Es ist jedenfalls festzustellen, dass der Begriff „Nationalheiligtum“ vollkommen synonym mit „Wahrzeichen“ oder „Sinnbild“ verwendet wird.

Dies führt direkt zu dem dritten Begriff, der in dieser Analyse den höchsten Grad der Abstraktion erreicht, den Begriff des Wahrzeichens. Über diesen Begriff wurde im Vorfeld der Analyse bereits gesprochen, weshalb nun nur noch eine Betrachtung des Begriffes im Kontext der beiden Metaphernanalysen und des kurzen Ausblicks notwendig ist. Es ist dabei von vorrangigem Interesse, ob der Stephansdom als Wahrzeichen für Wien, Österreich oder des gesamten Abendlandes verwendet wird. Letzteres ist nämlich im Besonderen im Zuge der Wiedereröffnung zu bemerken, während ersteres eine Konstante darstellt.

Der Begriff Wahrzeichen ist mit der Metaphernanalyse nur schwer einzuordnen, dennoch ist seine Präsenz in beiden Zeiträumen deutlich herausgehoben worden. In Zusammenhang mit der Besitzmetapher, also „ihr Wahrzeichen“, lässt sich der Begriff in der Zeit vor dem Anschluss des Öfteren finden. Es ist aber zu bemerken, dass der Stephansdom, mitunter auch bloß der Stephansturm, in diesem Zeitraum fast ausschließlich als Wahrzeichen der Wiener angesehen wird. Dies wird auch in der Spendenaktion deutlich, die sich hauptsächlich an die Wiener richtet und selten an ganz Österreich.³⁷⁰

Dass der Stephansdom als Wahrzeichen der Wiener anzusehen ist, ist ein Motiv, das sich bis heute erhalten hat, es ist somit keinesfalls zu behaupten, der Dom sei zunächst Wahrzeichen der Wiener und später der ganzen Nation geworden. Viel eher verhält es sich so, besonders wenn die Zeitungsberichte ab April 1945 untersucht werden, dass der Stephansdom immer das Wahrzeichen Wiens bleibt und zusätzlich noch das Wahrzeichen Österreichs wird. Hier handelt

³⁷⁰ Vgl. Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938. S. 7.

es sich also nicht um einen Ersatz, sondern um eine Ergänzung und gerade im zweiten untersuchten Zeitraum existieren beide Versionen parallel zueinander. Deutlich zu merken ist dies, wenn in einer Art der literarischen Steigerung zunächst der Dom als Wahrzeichen der Wiener und darüber hinaus als das aller Österreicher bezeichnet wird.³⁷¹ In manchen Fällen allerdings wird der Dom bereits als Symbol für die gesamte österreichische Nation verstanden.³⁷²

Dies belegt die Behauptung, der Dom als Wahrzeichen von Wien schließt nach 1945 wieder an die Zeit vor dem Anschluss an und galt somit vermutlich auch in der Zeit dazwischen als solches. Anders verhält es sich mit dem Dom als Wahrzeichen von Österreich. Dieser Gedanke ist unmittelbar vor dem Anschluss kaum spürbar, ab April 1945 jedoch wieder verstärkt. Da einige Artikel den Stephansdom noch als Symbol der Stadt Wien und andere diesen bereits als Nationalsymbol betrachten, kann schlussendlich nicht behauptet werden, der Dom sei bereits 1945 das Nationalheiligtum, als dass es bei der Wiedereröffnung gefeiert wurde. Diese Tendenzen zur Erhöhung zu einem bundesweiten Wahrzeichen sind aber zu erkennen, dennoch vergehen noch einige Jahre, bis der Dom letztlich bei der Wiedereröffnung die oben beschriebenen Schlagzeilen erzielen kann. Aus diesem Grund ist der Ausblick von Bedeutung, denn er führt die weitere Entwicklung anschaulich vor Augen. Es lässt sich bei der Wiedereröffnung deutlich ablesen, wie gezeigt wurde, dass der Dom nun als Wahrzeichen oder Nationalsymbol von ganz Österreich begriffen wird. Dies lässt sich mit der Medienkampagne um die Wiedereröffnung und Spendenaktion um den Stephansdom erklären, da hier schließlich sämtliche Bundesländer involviert waren und damit auch Anteil an der Wiedererrichtung haben. Dadurch, dass alle neun Länder einen Beitrag geleistet haben, ergibt sich daraus auch der Anspruch, am wiedereröffneten Dom Anteil zu haben, woraus sich der Dom als Nationalsymbol für das ganze Land nachvollziehen lässt.

Die These, die hier vertreten werden kann, ist also, dass im April 1945, nach dessen Zerstörung, der Stephansdom als besonders tragisches Beispiel für die negativen Folgen des Nazi-Regimes verwendet wurde³⁷³ und sich hieraus ein landesweites Interesse an dem Wiederaufbau, also der sichtlichen Wiederherstellung der Zeit vor dem Krieg, gebildet hat. Wie die Bevölkerung dies empfunden hat, kann nicht nachgewiesen werden, die von Anfang an intensive Berichterstattung über den Dom, im Vergleich zu anderen Gebäuden, die beschädigt waren,

³⁷¹ Vgl. Neues Österreich, 24.4.1945. S. 3.

³⁷² Vgl. Neues Österreich, 20.5.1945. S. 3.

³⁷³ Vgl. Neues Österreich, 23.4.1945. S. 3.

zeugt aber von öffentlichem Interesse. Dieses wird in den folgenden sieben Jahren derart gesteigert, dass es bei der Wiedereröffnung beinahe einem Nationalfeiertag gleichgestellt werden kann. Jedenfalls ist im April 1952 der Stephansdom, zumindest dem eindeutigen Ton der nationalen und internationalen Presse zufolge, das Nationalsymbol des Landes. Der Prozess, der, wie bisher gezeigt wurde, im April 1945 begann, kann mit den Feierlichkeiten 1952 somit als abgeschlossen betrachtet werden.

Im Zuge der Berichterstattung rund um den Stephansdom hat sich auch zeigen lassen, dass der Dom mitunter nicht nur für das Land Österreich eine Wahrzeichenfunktion einnimmt. Diese wird in einigen Berichten auf das gesamte christliche Abendland übertragen.³⁷⁴ Als Konzept oder Denkmuster lässt sich dies in den Jahren davor in keiner Weise belegen, wenn auch vereinzelte Verweise darauf existieren mögen. Auch hier handelt es sich um einige Zeitungen, teilweise auch internationale, die ebenfalls am Wiederaufbau durch Spenden oder Aufrufe zu solchen beteiligt waren. Da die Spendenaktion ein internationaler Aufruf war, ist es auch nachvollziehbar, dass dem Dom eine internationale Bedeutung zugeschrieben wurde. Es muss aber wiederholt werden, dass dies keinen Rückschluss darauf zulässt, dass die Bevölkerung des Landes dies tatsächlich so empfunden hat, während die Nationalsymbolik des Domes im Zuge der Wiedereröffnung bereits mit anderen Methoden erwiesen wurde³⁷⁵ und durch die große Anzahl an Berichten, die unisono von der gesamtösterreichischen Bedeutung des Domes berichten, unterstützt wird.

6.Fazit

Wie lässt sich nun also, nachdem die Ergebnisse der beiden Metaphernanalysen miteinander und im Hinblick auf die großen Reportagen zur Wiedereröffnung 1952 verglichen wurden, der große Komplex an hier herausgearbeiteten Metaphernkonzepten und semantischen Auffälligkeiten in Bezug auf die eingangs formulierte Forschungsfrage und das darüber hinaus gehende Forschungsinteresse zusammenfassen?

Zunächst ist es auffällig, dass der Stephansdom bereits vor dem Anschluss eine Wahrzeichenfunktion für die Stadt Wien, aber noch keine für Österreich besessen hat. Die

³⁷⁴ Vgl. Neues Wiener Journal, 21.8.1936. S.6.

³⁷⁵ Vgl. Eberhardt, 2014. S. 110-120.

religiöse Komponente ist hier präsenter als unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Sämtliche Zeitungen, die über den Dom berichten, belegen das Metaphernkonzept des „alten Mannes“ und viele auch die des „guten Freundes“; es lässt sich hieraus bestimmen, dass eine persönliche Beziehung zwischen Leser und dem Stephansdom suggeriert wird. Durch die geringe Anzahl an Artikeln, die sich dem Dom widmen, lassen sich nur wenige Metaphernkonzepte mit Bestimmtheit herausarbeiten, von denen neben der Personifikation besonders der Dom als Organismus vorkommt. Beide Konzepte bleiben auch nach dem Krieg bestehen. Innerhalb der verschiedenen Zeitungen lässt sich, auch aufgrund der geringen Anzahl an Artikeln, keine Präferenz zur Positionierung des Domes als Symbol nachweisen, wobei die sakrale Komponente insgesamt meist mitartikuliert wird.

Nach der Brandkatastrophe ist gerade die Fülle an Artikeln, die sich dem Stephansdom widmen, im Verhältnis zu der Zeit vor dem Anschluss, bemerkenswert. Dies liegt zweifelsohne auch an der akuten Krise des Domes, der nur kurz vor Veröffentlichung der Erstausgabe der „österreichische[n] Zeitung“ ausgebrannt war. Sofort wird sein Verlust beklagt und mit großem medialen Interesse von sämtlichen neu entstehenden Zeitungen thematisiert. Allen Zeitungen ist gemein, dass der Stephansdom als kunsthistorisch bedeutendes Gebäude eingestuft wird, die sakrale Komponente wird eher in den Hintergrund gerückt, ohne dabei zu verschwinden. Die Funktion als Wahrzeichen wird nun noch mehr genutzt mit der besonderen Bedeutung als Symbol für die Verbrechen der Nationalsozialisten, die unisono verurteilt werden und von denen eine klare Distanzierung erfolgt. Der Stephansdom hat hier zusätzlich zu den bereits vollständig etablierten Konzepten des Körpers, auch die Funktion eines Opfers als Sinnbild für die Zerstörung, die angeklagt wird. Als Körper ist der Stephansdom weiters in das Zentrum des größeren Organismus‘ Wien gerückt, als dessen Herz der Stephansdom nun immer häufiger dargestellt wird, während dies vor dem Anschluss nur in einzelnen Fällen vorgekommen ist. Die Organismus-Metaphorik hat sich deshalb so stark ausgeprägt, weil die Metapher der Verwundung für die Schäden durch die Nationalsozialisten in dieses Konzept eingefügt werden kann.

In vielen Fällen wird der Stephansdom nach der Brandkatastrophe nun auch als gesamtösterreichisches Wahrzeichen empfunden, jedoch nicht in dem Ausmaß, das erwartet war. Die Tendenz ist eindeutig steigend, doch bleibt der Dom als Wahrzeichen Wiens vorherrschend und die Wahrzeichenfunktion für das ganze Land etabliert sich parallel und entwickelt sich kontinuierlich weiter, bis der Prozess schließlich mit der Wiedereröffnung des

Domes und der Einweihung der neuen Pummerin, die nun eine viel größere mediale Präsenz erfährt als in den Jahren zuvor, als abgeschlossen betrachtet werden kann.

Es scheint überdies vor allem der Zeitung der Sphäre der Sowjetunion, der „Österreichische[n] Zeitung“, daran gelegen zu sein, den Stephansdom zu stilisieren. Dabei setzt sie auf emotionale Essays, die Einzelschicksale, wie die heimkehrenden Kriegsgefangenen oder den vermeintlichen Retter des Domes, mit dem Dom verbinden. Der Dom steht also besonders in dieser Zeitung stellvertretend für ein größeres Ideal, wie den Wiederaufbau, Frieden oder eine kulturelle Errungenschaft, die es wert ist, zu schützen.³⁷⁶ Die sakrale Komponente des Stephansdomes wird in diesen Zeitungen nur in äußerst geringem Maße angesprochen, der Dom wird viel eher als historisch und kulturell bedeutendes Gebäude beschrieben. Durch die Selbstinszenierung als Retter des Stephansdomes hätte auch die Sowjetunion einen Beitrag für den Erhalt des Gebäudes geleistet und damit ebenfalls das Interesse, gerade dieses Gebäude zum Wahrzeichen der Stadt zu machen. Wie beschrieben verliert diese Zeitung mit den Monaten an Bedeutung, ist aber gerade in den ersten Nachkriegsmonaten eine der wenigen meinungsbildenden Medien, die in Ostösterreich verfügbar sind.

Es lässt sich also insgesamt bemerken, dass die Berichterstattung über den Stephansdom nach dessen Zerstörung im Umfang enorm zunimmt und inhaltlich noch deutlicher eine Tendenz zum Wahrzeichen für ganz Wien und in Ansätzen ganz Österreich einnimmt. Die Metaphernanalyse trägt insofern zu dieser These bei, als dass mithilfe von ihren Methoden die genauen Konzepte entschlüsselt werden konnte, die in den Berichten vorherrschen, wobei sich einige Konzepte in allen verschiedenen Zeitungen wiederholen und somit auf Denkmuster in der Bevölkerung rückschließen lassen. Dies betrifft wie erwähnt die Vorstellung des Domes als Herz der Stadt ebenso wie das Konzept vom Dom als alter Mann, der zumindest den Wienern wie ein Familienmitglied sein soll und um den es sich dementsprechend zu kümmern gilt.

Die Metaphernanalyse hat insofern gezeigt, dass die bloße Behauptung, der Dom sei das Wahrzeichen von Wien oder ganz Österreich, mitunter des ganzen christlichen Abendlandes, der komplexen Darstellung des Domes in den Zeitungsberichten nicht gerecht wird, da hier mit einer Vielfalt von Sprachbildern, die unterschiedlich häufig genutzt werden, gearbeitet wird. Diese Sprachbilder konnten mit der Metaphernanalyse identifiziert und in größere Komplexe eingeordnet werden, sodass nun, ergänzend zu der bereits vorherrschenden Forschungsmeinung, der Dom sei das Wahrzeichen Wiens/ Österreichs, die entsprechenden

³⁷⁶ Auch Karoline Eberhardt kommt zu diesem Schluss. Vgl. Eberhardt, 2014. S. 116.

Metaphernkonzepte bestimmt werden konnten, die bis heute die Berichterstattung über den Dom bestimmen und die gerade in der behandelten Zeit historischer Umbrüche entstehen, erprobt und schließlich etabliert werden konnten.

Literaturverzeichnis

- Theodor *Adorno*: Erziehung zur Mündigkeit. Frankfurt, 1970.
- Wilfried *Aichinger*: Sowjetische Österreichpolitik. Wien, 1977.
- Sirikitt *Amann*: Kulturpolitische Aspekte im Austrofaschismus (1934 - 1938): (unter besonderer Berücksichtigung des Bundesministeriums für Unterricht). Wien, Diss., 1987.
- Aleida *Assmann*: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München, 2003.
- Jan *Assmann*: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München, 2007.
- Grzegorz *Adamczyk*, Peter *Gostmann*: Polen zwischen Nation und Europa. Zur Konstruktion kollektiver Identität im polnischen Parlament. Wiesbaden, 2007.
- Klaus *Beck*: Medien und die soziale Konstruktion von Zeit – Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Zeitbewusstsein. Opladen, 1994.
- Max *Black*: Die Metapher. In: Anselm *Haverkamp* (Hrsg.): Theorie der Metapher. Darmstadt, 1983. S. 379-413.
- Karin *Böke*: Überlegungen zu einer Metaphernanalyse im Dienste einer „parzellierten“ Sprachgeschichte. In: Dies. (Hrsg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen, 1996. S. 423 – 455.
- Emil *Brix*, Ernst *Bruckmüller*, Hannes *Stekl* (Hrsg.): Memoria Austriae II. Bauten, Orte, Regionen, Wien 2005. S. 40-74.
- Ernst *Bruckmüller*: Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlichpolitische Prozesse. Wien, Köln, Graz, 1996.
- Michael *Buchholz*, Cornelia *von Kleist*: Metaphernanalyse eines Therapiegesprächs. In: *Buchholz* (Hrsg.): Psychotherapeutische Interaktion. Qualitative Studien zu Konversation und Metapher, Geste und Plan. Opladen, 1996. S. 93-126.
- Michael *Buchholz*: Vorwort. In: George *Lakoff*, Mark *Johnson*: Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg, 2003. S. 7–10.
- Lucca *Chmel*, Anton *Macku*: Der Wiener Stephansdom nach dem Brand im April 1945. Wien, 1947.
- Christliche Verlagsgesellschaft Dillenburg (Hrsg.): Elberfelder Bibel. Wuppertal, 2006.
- Paul *Deutsch*: 3 Jahre p.d.. Wien, 1949.

- Bernhard *Dörner*: Art. Ecclesia und Synagoga (Darstellungen im Mittelalter). In: Wolfgang *Benz* (Hrsg.): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 7 Literatur, Film, Theater und Kunst. Berlin, 2015. S. 85–87.
- Petra *Drewer*: Die kognitive Metapher als Werkzeug des Denkens. Zur Rolle der Analogie bei der Gewinnung und Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Tübingen, 2003.
- Raimund *Drommel*, Gerhart *Wolff*: Metaphern in der politischen Rede. In: Der Deutschunterricht (Jg. 30, Heft 1). O.O., 1978. S. 71-86.
- Karoline *Eberhardt*, St. Stephan in Wien im 20. Jahrhundert. Gemeinschaftsvorstellungen und Identität. Masterarbeit (ungedr.), Wien, 2014.
- Karin *Erlner*: Die Auswirkungen der Kultur- und Pressepolitik auf die Theaterkritik im Austrofaschismus. Diplomarbeit, Wien, 2001.
- Bernd *Estel*: Nation als Mythos. In: Wolfgang *Frindte*, Harald *Pätzolt* (Hrsg.): Mythen der Deutschen. Deutsche Befindlichkeiten zwischen Geschichten und Geschichte. Opladen, 1994. S. 49-85.
- Bernd *Estel*: Nation und nationale Identität. Versuch einer Rekonstruktion. Wiesbaden, 2002.
- Ernst *Fischer*: Ende einer Illusion. Wien, 1973.
- Uwe *Flick*: Qualitative Sozialforschung. Hamburg, 2007. S. 172-192.
- Viktor *Flieder*, Franz *Loidl*: Stephansdom, Zerstörung und Wiederaufbau, Chronik und Dokumentation. Wien, 1967.
- Barney *Glaser*, Anselm *Strauss*: Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern, 1998.
- Oskar *Gürth*, Gabrielle *Thun* (Hrsg.): Der Dom zu St. Stephan. Festschrift zur Wiedereröffnung des Albertinischen Chors. Wien, 1952.
- Ernst *Hanisch*: Der Politische Katholizismus als ideologischer Träger des „Austrofaschismus“. In: Emmerich *Talós*, Wolfgang *Neugebauer* (Hrsg.): Austrofaschismus: Politik, Ökonomie, Kultur, 1933-1938. Siebte Auflage, Wien, u.a., 2014, Wien. S. 67-88.
- Sebastian *Haunss*: Was in aller Welt ist „kollektive Identität“? Bemerkungen und Vorschläge zu Identität und kollektivem Handeln. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 05/2001. S 258-267.
- Christan *Heinisch*: Der Pressespiegel, in: Thomas *Wägenbauer* (Hrsg.): Medienanalyse. Methoden, Ergebnisse, Grenzen. 1. Auflage. Baden-Baden, 2007. S. 65-75.

- Thomas *Heinze*: Medienanalyse, Ansätze zur Kultur- und Gesellschaftskritik. Opladen, 1990.
- Thomas *Hinterhofer*: Von Trollen und Teufeln. Baumeister Solness zwischen norwegischer Folklore und christlichen Motiven. Masterarbeit (ungedr.), Wien, 2016.
- Ulrike von *Hirschhausen*, Jörn *Leonhard*: Europäische Nationalismen im West-Ost-Vergleich: Von der Typologie zur Differenzbestimmung. In: dies. (Hrsg.): Nationalismen in Europa. West- und Osteuropa im Vergleich. Göttingen, 2001. S. 11-45.
- Ronald *Hitzler*: Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. In: Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research, 3(2), Art. 7, Abs. 27, 2002.
- Marianne *Horsdal*: Leben erzählen – Leben verstehen. Dimensionen der Biografieforschung und Narrativer Interviews für die Erwachsenenbildung. Bielefeld, 2013.
- Olaf *Jäkel*: Wie Metaphern Wissen schaffen. Die kognitive Metapherntheorie und ihre Anwendung in Modell-Analysen der Diskursbereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion. Hamburg, 2003.
- Mark *Johnson*: The body in the mind. The bodily basis of meaning, imagination, and reason. Chicago, 1987.
- Mark *Johnson*, George *Lakoff*: Philosophy in the flesh: The embodied mind and its challenge to western thought. New York, 1999.
- Renata *Kassal-Mikula* (Hrsg.): 850 Jahre St. Stephan. Symbol und Mitte in Wien 1147 – 1997. Ausstellungskatalog, Wien, 1997.
- Alois *Kieslinger*: Die Steine von St. Stephan. Wien, 1949.
- Gerhard *Köbler*: Deutsches Etymologisches Rechtswörterbuch. Tübingen, 1995.
- Irina *Kobozeva*: Semantische Probleme bei der Analyse politischer Metaphern. In: Lew *Zybatow* (Hrsg.): Kulturelle Vorstellungswelten in Metaphern. Metaphorische Sterotypen der deutschen und russischen Medien als Hypertext. Frankfurt am Main, u.a., 2006. S. 95-109.
- Susan *Koch*, Stanley *Deetz*: Metaphor analysis of social reality in organizations. In: Journal of Applied Communication Research, 9. 1981. S. 1–15.
- Wolfgang *Kos*: Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945. Wien, 1994.
- Wolfgang *Kos*, Christian *Rapp* (Hrsg.): Alt-Wien. Die Stadt, die niemals war. Sonderausstellung des Wien Museum. Wien, 2004.

- *Annette Kosakowski*: Sprachliche Konstruktion nationaler Identität im postsowjetischen Belarus. Nominations- und Metaphernanalyse am Material belarussischer Staats- und Oppositionszeitungen (1990 bis 2001). München, u.a., 2013.
- *Reinhart Koselleck*: Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Frankfurt, 2006.
- *Jan Kruse, Kay Biesel, Christian Schmieder*: Metaphernanalyse. Ein rekonstruktiver Ansatz. Heidelberg, 2011.
- *George Lakoff, Mark Johnson*: Metaphores we live by. Chicago, u.a., 1980.
- *Dieter Langewiesche*: Nation, Nationalismus, Nationalstaat: Forschungsstand und Forschungsperspektiven. In: Neue Politische Literatur 40 (1). 1995. S. 190-236.
- *Maximilian Liebmann*: „Heil Hitler!“- pastoral bedingt: vom politischen Katholizismus zum Pastoralkatholizismus. Wien, u.a., 2009.
- *Hans Lösenner*: Zwischen Wort und Wort. Interpretation und Textanalyse. München, 2006.
- *Martin Luginbühl, u.a.*: Geschichten über Fremde. Eine linguistische Narrationsanalyse von Schweizer Fernsehnachrichten von 1957-1999. Bern, u.a., 2004.
- *Gabriele Melischek, Josef Seethaler (Hrsg.)*: Die Wiener Tageszeitungen, Eine Dokumentation, Band 5: 1945–1955, Mit einem Überblick über die österreichische Tagespresse der Zweiten Republik bis 1998. Wien, 2001.
- *Günter Mey, Katja Mruck (Hrsg.)*: Handbuch Qualitative Forschung. Wiesbaden, 2010.
- *Peter Muzik*: Journalismus aus dem Nichts? Wie es zur Zeitungsvielfalt nach 1945 kam. In: *Liebseth Waechter-Bohm (Hrsg.)*: Wien 1945 davor/danach. Wien, 1985. S. 206-214.
- *Lutz Niethammer*: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Reinbek, 2000.
- *Hans Petschar, Georg Schmid*: Erinnerung & Vision. Die Legitimation Österreichs in Bildern. Eine semiohistorische Analyse der Austria Wochenschau 1949-1960. Wien, 1990.
- *Wolfgang Pfeifer*: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Berlin, 2003.
- *Oliver Rathkolb*: Erste Republik, Austrofaschismus, Nationalsozialismus (1918-1945). In: *Christian Lackner, u.a. (Hrsg.)*: Geschichte Österreichs. Stuttgart, 2016. S.477-525.
- *Manfried Rauchensteiner*: Stalinplatz 4, Österreich unter alliierter Besatzung. Wien, 2005.
- *Alexandra Reininghaus*: Oskar Maurus Fontana. Das Profil eines österreichischen Journalisten. Dissertation, Salzburg, 1983.

- Francesca *Rigotti*: Die Macht und ihre Metaphern: Über die sprachlichen Bilder der Politik. Frankfurt a. Main, 1994.
- Michael *Schaffrath*: Zeitung. In: Werner *Faulstich* (Hrsg.): Grundwissen Medien. 4. Auflage, München, 2000. S. 432-450.
- Barbara *Schedl*: St. Stephan in Wien, Der Bau der gotischen Kirche (1200-1500). Wien, 2018.
- Rudolf *Schmitt*: Metaphernanalyse als sozialwissenschaftliche Methode: mit einigen Bemerkungen zur theoretischen "Fundierung" psychosozialen Handelns. In: Psychologie und Gesellschaftskritik, 21(1), 1997. S. 57-86.
- Rudolf *Schmitt*, Jutta *Schröder*, Larissa *Pfaller*: Systematische Metaphernanalyse. Eine Einführung. Wiesbaden, 2018.
- Berthold *Schwanzer*: Tourismus und Architektur. Architektur als Bestandteil der Corporate Identity einer Stadt/Landes. Empirische Untersuchungen von Wiener Sehenswürdigkeiten. Wien, 2000.
- Valentin *Schwarz*: „Austrofaschismus“ – mehr als nur ein Kampfbegriff? Begriffsgeschichte der konkurrierenden politisch-wissenschaftlichen Paradigmen des Dollfuß/Schuschnigg-Regimes. Diplomarbeit (ungedr.), Wien, 2013.
- Margaret *Somers*: The narrative constitution of identity: A relational and network approach. In: Theory and Society 23 (4), 1994. S. 605-649.
- Jakob *Sonnleithner*: Die Konstruktion einer österreichischen Identität in der Nachkriegszeit anhand der Zeitung „Neues Österreich“ in den Jahren 1945-1955, Diss. (ungedr.), Wien 2007.
- Joachim Friedrich *Staab*: Nachrichtenwert-Theorie, Formale Struktur und empirischer Gehalt. Bd. 17, Freiburg, 1990.
- Rudolf *Stöber*: Presse im Nationalsozialismus. In: Bernd *Heidenreich*, u.a. (Hrsg.): Medien im Nationalsozialismus. Paderborn, 2010. S. 275-295.
- Emmerich *Talós*: Das austrofaschistische Österreich 1933-1938. Wien, 2017.
- Anna Maria *Theis-Berglmaier*, Florian *Mayer*, Jan *Schmidt*: Tageszeitungsverlage und das Thema Internet. In: Dies. (Hrsg.): Internet und die Zukunft der Printmedien, Kommunikationswissenschaftliche und medienökonomische Aspekte. 3. Auflage, Berlin, 2009. S. 40-56.
- Rudolf *Tschögl*: Tagespresse, Parteien und alliierte Besatzung. Grundzüge der Presseentwicklung in der unmittelbaren Nachkriegszeit 1945 – 1947. Diss. (ungedr.), Wien, 1979.
- Alexandra *Vasak*: Kulturpolitik im Austrofaschismus hinsichtlich der bildenden Künste: Architektur Bildhauerei Malerei. Diplomarbeit, Wien, 1996.

- Stefan Weber: Nachrichtenkonstruktion im Boulevardmedium. Wien, 1995.
- Siegfried Weischenberg. Nachrichtenschreiben, Journalistische Praxis zum Studium und Selbststudium. Opladen, 1990.
- Siegfried Weischenberg: Zwischen Zensur und Verantwortung – Wie Journalisten (Kriege) konstruieren. In: Martin Löffelholz (Hrsg.): Krieg als Medienereignis – Grundlagen und Perspektiven der Krisenkommunikation. Opladen, 1993.
- Jörg Zinken, Lew Zybatow: Theoretischer Rahmen: Metapher, Kultur, Vorstellung. In: Lew Zybatow (Hrsg.): Kulturelle Vorstellungswelten in Metaphern. Metaphorische Sterotypen der deutschen und russischen Medien als Hypertext. Frankfurt am Main, u.a., 2006. S. 1-18.
- Ohne Autor: Wien Reiseführer. Einfach Reisen. MyCityGuide, Wien, 2018.

Verwendete Primärliteratur, chronologisch geordnet:

- Neues Wiener Tagblatt, 10.2.1934.
- Neue Freie Presse, 10.2.1934.
- Salzburger Chronik, 10.2.1934.
- Illustrierte Kronenzeitung, 10.4.1934.
- Illustrierte Kronenzeitung, 2.5.1935.
- Wiener Bilder, 28.6.1936.
- Neues Wiener Journal, 21.8.1936.
- Illustrierte Kronenzeitung, 3.2.1938.
- Kleines Volksblatt, 6.2.1938.
- Neues Wiener Tagblatt, 6.2.1938.
- Kleines Volksblatt, 13.2.1938.

- Neues Österreich, 23.4.1945.
- Neues Österreich, 24.4.1945.
- Neues Österreich, 20.5.1945.
- Österreichische Zeitung, 3.6.1945.
- Österreichische Zeitung, 5.8.1945.
- Wiener Kurier, 30.8.1945.

- Österreichische Zeitung, 4.9.1945.
 - Wiener Kurier, 20.9.1945.
 - Welpresse, 13.10.1945.
 - Kleines Volksblatt, 14.10.1945.
 - Volksstimme, 19.10.1945.
 - Kleines Volksblatt, 20.10.1945.
 - Österreichische Zeitung, 23.11.1945.
 - Kleines Volksblatt, 27.11.1945.
 - Österreichische Zeitung, 22.12.1945.
 - Kleines Volksblatt, 25.12.1945.
-
- Die Presse, 19.12. 1948.
 - Wiener Montag, 19.12.1948.
 - Das kleine Volksblatt, 19.12.1948.
 - Wiener Kurier, 20.4.1949.
 - Die Presse, 26.3.1950.
 - Volksbote, 18.11.1951.
 - Schwäbische Landeszeitung, 6.2.1952.
 - Das kleine Volksblatt, 29.2.1952.
 - Die Presse, 29.2.1952.
 - Linzer Volksblatt, 19.3.1952.
 - Sonntagspost, 6.4.1952.
 - Der österreichische Bauernbündler, 12.4.1952.
 - Welpresse, 25.4.1952.
 - Presse, Wochenausgabe. 26.4.1952
 - Tiroler Tageszeitung, 26.4.1952.
 - Neue Wiener Tageszeitung, 27.4.1952.
 - Kleine Zeitung, 27.4.1952.
 - Presse, 27.4.1952.
 - Volksbote, 27.4.1952.
 - Volkszeitung, 27.4.1952.
 - Österreichische Volkspresse. 1.5.1952.

- St.Pöltner Zeitung, 1.5.1952.
- Vorarlberger Volksbote, 3.5.1952.
- Burgenländisches Volksblatt, 3.5.1952.
- Niederösterreichisches Volksblatt, 3.5.1952.
- Kärntner Volksblatt, 3.5.1952.
- Saterns Tidning, 3.5.1952.
- N.Y.Staatszeitung und Herold, Freitag, 5.5.1952.
- Neue Wiener Tageszeitung, 6.5.1952.
- N.Y.Staatszeitung und Herold, 9.5.1952.
- Der Österreicher, Zürich, 15.5.1952.
- Der Sonntag, Olten, 18.5.1952.
- Linzer Kirchenblatt, 27.5.1952.

Domarchiv:

- Karton 16 Faszikel: Wiedereröffnung 1952, Domeroöffnung und danach 1952ff und Domeroöffnung, Pummerin, Altarkonsekration.
- Pfarrchronik St. Stephan, 1952 I-IV.

Internetquellen:

- ANNO, Austrian Newspapers Online, <http://anno.onb.ac.at/> (letzter Zugriff am 17.8.2019).
- Edgar *Hasse*: Rückkehr in den Schoß der Kirche. In: Welt am Sonntag. Online-Artikel. <https://www.welt.de/print-wams/article87736/Die-Rueckkehr-in-den-Schooss-der-Kirche.html> (letzter Zugriff: 14.8.2019).
- Jürgen *Straub*: Identität und Sinnbildung. Ein Beitrag aus der Sicht einer handlungs- und erzähltheoretischen Sozialpsychologie. In: Jahreshericht 94/95 des Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld. Bielefeld, 1996. Online-Ressource: Zugriff unter: <https://www.uni-bielefeld.de/ZiF/Publikationen/Jahresberichte/1994-Straub.pdf> S. 23. (letzter Zugriff: 9.8.2019).
- Peter *Udem*: Redensarten-Index. <https://www.redensarten-index.de/info.php> [letzter Zugriff am 14.8.2019.].

Abstract

Dass es sich beim Stephansdom um ein Nationalheiligtum Österreichs handelt ist vielfach bewiesen. Die Entstehungszeit dieser Vorstellung der Kirche als Symbol für die Republik liegt unmittelbar nach der Brandkatastrophe im Jahr 1945. Im Zuge des Wiederaufbaus und der damit einher gehenden Spendenaktion wird in den Medienberichten relativ einhellig über den Dom berichtet. Diese Arbeit veranschaulicht mithilfe der Methode der Metaphernanalyse erstmals, mit welchen Sprachbildern dieser Prozess einher geht. Dabei wird ein Rückgriff auf die Zeit vor dem Anschluss unternommen, da das Zeitungswesen in Österreich nach der nationalsozialistischen Pressekontrolle wieder an die Zeit des Dollfuß/ Schuschnigg- Regimes anschließt. Die Wiederaufnahme bestimmter Sprachbilder und ihre verstärkte Nutzung im Zuge des Wiederaufbaues lassen auf Sprach- und vor allem Denkkonstrukte der damaligen Leserschaft schließen, Kontinuitäten und Brüche zeigen Veränderungen in der Wahrnehmung auf. Diese Arbeit versucht also nicht die Tatsache zu beweisen, dass es sich beim Stephansdom um ein Nationalsymbol handelt, sondern zeigt mit einer bisher an der Marterie unversuchten Methodik das Entstehen eines kollektiven Sprachbildes.